Dash. Montépin. Cobb.

Neuestes belletristisches

Lese-Cabinet

der besten und interessantesten Romane aller Nationen
in sorgfältiger Uebersetzung.

Lieferung 548, 549.

Dumas. Berthet. Maquet. Duplessis. Foudras. Jewsbury. Bulwer. Delisle.

Ungarische Dorfgeschichten.

Von

Baron Joseph Eötvös.

Deutsch
von
A. Dux.

Zweiter Theil.
III. Des Müllers Töchterlein.
IV. Ein Slovakenmädchen im Alföld.

Autorisirte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Sand. Paul de Kock. Reade.

Ungarische
Dorfgeschichten.

Von

Baron Joseph Eötvös.

Deutsch

von

A. Dux.

Zweiter Theil.

III. Des Müllers Töchterlein.
IV. Ein Slovakenmädchen im Alföld.

Autorisirte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Des
Müllers Töchterlein.

I.

Im großen Ungarn gibt es viele schöne Gegenden. Die gegen Himmel ragenden Spitzen der Karpathen, der prächtige Strom, der bei Ofen vorbeifließt, der Plattensee, dessen Umgebung unser gekrönter Dichter besungen hat, reißen auch den Ausländer zur Bewunderung hin; aber wer eine anmuthige Gegend sucht, in welcher man sich heimischer fühlt, der gehe nach Sajógát, bleibe vor dem Hause des Pfarrers stehen, und blicke um sich. Die Sajó krümmt sich eben vor dem Hause des Pfarrers nach Westen, so daß man hier einen Theil des längs des Flusses sich hinziehenden Dorfes erblickt; und die grüne Ebene jenseits des Flusses, von deren ehemaligem Walde nur hier und da einzelne hundertjährige Eichen und einige Baumgruppen übriggeblieben sind; in der Ferne blaue Berge, und von diesen abgesondert der Tokajer Kegel, fließen in ein solches Ganzes zusammen, das man, je mehr man es sieht, stets desto lieber gewinnen muß. Das Pfarrhaus unterscheidet sich in nichts von den Häusern der wohlhabenderen Insassen des Dorfes; es ist einfach wie die Kirche, deren Alter weder eine Inschrift noch der Baustyl, sondern nur einige daneben gepflanzte hundertjährige Eichen verkünden; aber die Reben, die sorgfältig aufgezogen, die Wand des Hauses bis zum Dache bedecken, so

daß nur die Fenster zwischen den Blättern hervorblinken, und die grünen Zweige, welche über dem Dache der Kirche, wie um diese zu schützen, sich zu einem Gewölbe verschlingen, umweben dieses Gebäude mit einem besonderen Reiz; als ob die Natur den Ort, wo die Bewohner des Dorfes in schweren Tagen Trost suchen, mit dem schönsten Grün der Hoffnung hätte schmücken wollen. Gerade vor der Kirche steht die Fähre, auf welcher die Bewohner des Dorfes zu ihren jenseits der Sajo liegenden Aeckern hinüberfahren; vom jenseitigen Ufer klingt das Klappern der Mühle herüber. Hier saß in den Nachmittagsstunden eines schönen Herbsttages vor mehr als zwanzig Jahren der damals noch jüngere Pfarrer des Dorfes; nachdem er seine Geschäfte beendigt hatte, wollte er da seine Gattin erwarten, die in das benachbarte Dorf gegangen war, um dort ihre Eltern zu besuchen. Er hatte ein Buch mitgebracht, einen der römischen großen Dichter, den er allen vorzog, aber nach kurzem Lesen legte er seinen Lieblingsschriftsteller auf die Bank und beschaute lieber die Natur, aus welcher er seine Schätze schöpfte, wie jeder wahre Künstler es thut, und thun wird, so lange die Welt steht.

Es war einer jener milden Tage, wie man sie gegen Ende November außer unserem Vaterlande vielleicht nirgends genießt. Die Eichen hatten kaum etwas von ihrem Laube verloren, und obwohl die Sonne sich bereits dem Untergange näherte, war die Luft doch so milde, als ob es erst nach Monaten Winter werden sollte. Dennoch ist etwas in der Schattirung der ganzen Landschaft, in den Formen der Wolken, was uns gemahnt, daß den Boden, der heute noch in Grün gehüllt ist, morgen vielleicht

schon eine kalte Schneehülle bedecken kann. Ist dies nicht das schönste Bild unseres Lebens, wo, wer seinem Beruf Genüge leistet, mitten in nützlicher Thätigkeit zur ewigen Ruhe hinüberschlummert, gleich der Erde, deren Fruchtbarkeit bis zum letzten warmen Augenblicke andauert? Der junge Pfarrer fühlte sich in diesem Augenblicke unendlich wohl und zufrieden. Ein anderer, mit gleichen Fähigkeiten und gleichen Kenntnissen ausgerüsteter Mann hätte den Wirkungskreis, den er einnahm, vielleicht für zu enge gehalten; er aber wußte, daß man in jedem Kreis, wie eng auch dessen Grenzen seien, wenigstens in die Höhe streben könne, und er segnete sein Schicksal für das bescheidene Glück, welches er in diesem Dorfe gefunden. Unter diesen Gedanken zog die Fähre seine Aufmerksamkeit auf sich, rings um welche, so wie der Abend herannahte, ein regeres Leben bemerkbar wurde. Eine Reihe beladener Wagen am jenseitigen Ufer, der Lärm, mit welchem die von dorther Kommenden ihr Vieh am steilen Ufer antrieben, der Fährmann, der die Wartenden bald mit lauter Stimme zur Geduld ermahnte, bald mit einem Scherz beruhigte, welcher seit zehn Jahren wiederholt, doch stets ein lachendes Publicum fand, das laute Gespräch, das zwischen dem einen und dem anderen Ufer geführt wurde, ohne die Ohren des Zuhörers zu verletzen, nahmen die Aufmerksamkeit des Pfarrers ganz in Anspruch, besonders als er am jenseitigen Ufer der Sajó einen Fremden gewahrte, den er eine Weile mit mächtigen Schritten herankommen sah, und der gerade jetzt in die Fähre stieg.

So weit man es vom diesseitigen Ufer ausnehmen konnte, war der Fremde anständig gekleidet. Er hatte einen

langen dunklen Rock an, einen niedern breitkrämpigen Hut, und auf dem Rücken eine kleine Reisetasche, welche er, sobald er in das Schiff getreten war, neben sich hinlegte; unter dem Arme trug er ein kleines viereckiges Bündel. Als die Fähre vom Ufer stieß, zeigte der Fährmann, mit welchem der Fremde sich auf dem Wege in ein Gespräch einließ, nach der Pfarrwohnung hin. Der Fremde lenkte seine Schritte direct hierher, und sich vor dem Pfarrer mit einer gewissen Würde verneigend, wünschte er ihm einen guten Abend, und sagte ihm, er komme vom Pfarrer des Nachbardorfes, dem Schwager des hochwürdigen Herrn, und er bringe die Nachricht, die hochwürdige Frau werde heute Abend nicht nach Hause kommen.

Der Pfarrer dankte freundlich für die Botschaft, und fragte den Fremden, ob er nicht in sein Haus kommen wolle, denn die Luft beginne kühl zu werden.

»Ich fühle mich sehr geehrt,« sprach der Fremde, sich wieder verneigend, »ich gestehe, daß ich müde bin. Des Morgens bin ich vier Stunden zu Fuß gegangen, und obwohl der Schwager des hochwürdigen Herrn mich mit ungarischer Herzlichkeit aufnahm, und ich niemals so prächtig zu Mittag gegessen habe, als bei ihm, so fand ich dieses Dorf doch ferner gelegen, als ich mir beim Weggehen gedacht habe Es ist eine alte Erfahrung: in der Ebene liegt das Ziel, nach welchem man strebt, ferner, als man gedacht hat; im Gebirge findet man anstatt der Ferne andere Hindernisse. Bemühen muß man sich immer, entweder stark oder lang.«

Der Pfarrer drückte sein Bedauern darüber aus, daß sein Schwager seinen Gast nicht zu Wagen herüberschickte.

»Der hochwürdige Herr war so freundlich, und bot mir einen Wagen an,« sprach unser Reisender, »aber ich nahm ihn nicht an. Ganz richtig sagt das Sprichwort: »Pauper Aristoteles cogitur ire pedes« — arme Leute müssen zu Fuß gehen. Es ist nicht gut, sich an Dinge zu gewöhnen, die man nur selten genießen kann, und ein solches Ding ist für mich jede Bequemlichkeit.«

Die letzten Worte sprach er ohne alle Bitterkeit, jedoch in einem Tone, der zum Herzen drang. Ueberhaupt war etwas im ganzen Wesen des Fremden, was Interesse für ihn erregte. Das Eckige seines Benehmens hätte vielleicht einen lächerlichen Eindruck machen können. Die dürre hohe Gestalt, die außerordentlich in die Länge gedehnten Gesichtszüge, und die buschigen Augenbrauen, die er im Sprechen auf- und niederzog, waren durchaus nicht schön zu nennen; aber in der ganzen Erscheinung des Mannes war dennoch eine gewisse Würde, welche Respect gebot. Man sah es auf den ersten Blick, daß das einer jener Menschen sei, welchen das Schicksal tiefe Wunden schlagen kann, ohne daß sie sich für besiegt erklären. Und der Pfarrer kam beinahe in Verlegenheit, als er seinem Gaste seine Dienste anbot, wenn er vielleicht seiner Hilfe bedürfen sollte.

Der Fremde brachte hierauf vor, er habe im benachbarten Dorfe gehört, daß zu Sajógát die Schulmeisterstelle vacant geworden; er sei daher gekommen, sich für diese Stelle zu empfehlen. »Ich könnte mich vielleicht auch auf meine literarischen Verdienste berufen,« sagte er, indem er aus dem Bündel, das er unter dem Arme trug, zwei kleine Bücher herausnahm und sie dem Pfarrer überreichte. »Hier

sind zwei Werke von mir: »Sittenspiegel aus der Geschichte der Alten zum Nutzen der künftigen Zeit,« welches ich in Klausenburg, und »Hundert ein ausgezeichneter Spruch für die Jugend,« welches ich in Debrezin herausgegeben habe. Wenn sie Käufer gefunden hätten, so würden sie vielleicht als nützlichere Lectüre gedient haben, als viele andere Bücher, welche das Publicum mit lebhaftem Interesse aufnahm. Aber es mögen Andere für mich sprechen.«

Hiermit nahm er seine in ein Tuch eingewickelten Zeugnisse aus der Tasche und überreichte sie dem Pfarrer.

Die Zeugnisse waren die ausgezeichnetsten, nur eines war darin auffallend, nämlich daß, das erste ausgenommen, welches die in einer größeren Ortschaft mit ausgezeichnetem Fleiß und Fähigkeit geleisteten Dienste des Fremden belobte, die übrigen alle kundgaben, daß er sich überall nur verhältnißmäßig sehr kurze Zeit aufgehalten. Der Pfarrer drückte sein Staunen hierüber aus, wie seine Zweifel, ob der Fremde, der mit solchen Zeugnissen versehen ist, die mit sehr geringen Einkünften verbundene Schulmeisterstelle dieser Ortschaft anzunehmen geneigt sein werde.

»Euer Hochwürden denken sich ohne Zweifel,« sprach der Fremde traurig, »dieser Mensch kann es nirgends aushalten; es mag ein unverträglicher Mensch sein, einer Derjenigen, von welchen man nichts Schlechtes zu sagen weiß, aber mit denen man keine gute Stunde auskommen kann. Schütteln Sie nicht den Kopf, ich sehe Ihnen an den Augen an, was Sie denken, und bin darüber nicht ungehalten. Wer klagt den Wind an, der den dürren Halm mit sich reißt, oder die Erde, in welcher die starke Pflanze nicht

Wurzel schlagen kann? Der Halm ist nutzlos, warum vagirt er haltlos umher?!«

»Sie haben mich mißverstanden,« sprach der Pfarrer freundlich; »ich wollte nur mein Staunen darüber ausdrücken, daß Sie mit Ihrer Fähigkeit und mit dem Fleiß, welchen Ihre Zeugnisse beweisen, sich nicht eine sichere Stellung verschaffen konnten.«

»Der Grund hiervon ist zur Hälfte in den Schwierigkeiten der Schulmeisterlaufbahn zu suchen, zur Hälfte in mir selbst; warum habe ich auch diese Laufbahn erwählt, und warum suchte ich darin außer meinem Nutzen noch etwas Anderes! Wer immer nur daran denkt, auf seiner Laufbahn je weiter fortzuschreiten, der eilt an Orten vorüber, wo er bequem ausruhen könnte, und findet sich Abends größtentheils ohne Obdach. Wer Idealen nachjagt, der pflegt sein tägliches Brot nicht zu finden; und wer einmal irgend einen Beruf erwählt hat, der suche darin nichts Anderes als eben seinen Beruf. Ist er ein Schriftsteller, so schreibe er, ist er ein Erzieher, so erziehe er, ist er ein Geistlicher, so predige er, so wie der Gerber sein Leder, der Schneider seine Kleidungsstücke, der Tischler seine Bänke verfertigt. Die Poesie des Lebens taugt nicht für einen armen Gesellen.«

Der Pfarrer widerlegte diese mit Bitterkeit ausgesprochene Ansicht und behauptete, daß selbst der ärmlichste Beruf seine poetische Seite habe, und daß wir eben dieser poetischen Seite unserer Beschäftigung die Befriedigung verdanken, die wir darin finden.

»Ersteres gebe ich zu, das Zweite läugne ich,« sprach der Fremde, der seine Augenbrauen, welche er während

der Rede des Pfarrers hinaufgezogen hatte, jetzt wieder zusammenzog. — Jede Laufbahn hat ihre Poesie; das ist eben so unläugbar wie die Behauptung, daß wer auf dem trockenen Lande wandert, seine Schritte ebenso gut nach den Sternen richten kann, wie der Schiffer des Meeres. Nur daß, wer dieses thut, indem er seine Augen nach den hohen Wegweisern wendet, oft strauchelt, ja in einen Graben fällt. So ist es auch mir ergangen. Der Zukunft Menschen erziehen, ist einer der schönsten Berufe. Ich habe diese Laufbahn nicht gezwungen, sondern mit Begeisterung erwählt, gegen die Bitten meiner Eltern, gegen den Rath meiner Freunde. Nie hat ein Mensch seine Aufgabe ernster aufgefaßt. Ich habe Alles gethan, um mich zu einem vollkommenen Erzieher auszubilden, und deshalb verwendete ich die Zeit, die ich im Auslande zubrachte, anstatt auf theologische Studien, darauf, die damals berühmten Institute Deutschlands und der Schweiz zu besuchen. Mit großen Hoffnungen und Vorsätzen kehrte ich in mein Vaterland zurück, und wenige Menschen mögen glücklicher sein, als ich damals war, als man mich zur Leitung der Schule einer größeren Ortschaft berief. Sieben Jahre wirkte ich daselbst, und wie mein Zeugniß beweist, nicht ohne Erfolg. Allein diese Position entsprach meinen Erwartungen nicht. Je länger ich mein Amt führte, desto mehr sah ich, wie gering die Wirkung des Schulmeisters sei, wenn das ganze Leben seinen Lehren widerspricht. Wenn ich auch mein ganzes Leben der Ausbildung dieser Dorfgemeinde widme, welchen Einfluß kann ich dadurch auf die Zukunft der Menschheit oder nur der Nation ausüben? Wird das Alles im Stande sein, meinen Namen zu erhalten? So dachte

ich in mir, und ich wurde traurig bei diesem Gedanken. Ich wollte dem Vaterlande einen großen Mann erziehen, das war mein Ideal, meine fixe Idee; und mit Freuden verließ ich mein Dorf, als der damalige Vicegespan mich zur Erziehung seiner Söhne berief. Seitdem ist mein Leben ein langes Wandern, dessen Rastplätze für mich Folterbänke waren. Ich habe in einer gräflichen und in zwei freiherrlichen Familien unterrichtet, bei Vicegespänen, und vornehmen Edelleuten. Ich könnte Bücher voll schreiben mit den Erfahrungen, die ich gemacht habe; aber ich will Euer Hochwürden nicht langweilen, genug an dem, daß das Sprichwort: Quem dii odere, Paedagogum fecere, — oder:

Wem die Götter nicht gewogen,
Machten sie zum Pädagogen,

an mir traurig in Erfüllung ging. Von meiner fixen Idee bin ich jetzt zwar mit Schmerz, jedoch vollkommen geheilt. Gott und die Welt erziehen sich ihre großen Männer selbst. Der Stoff, welchen man dem Erzieher in die Hand gibt, ist nicht immer ein solcher, aus dem große Individualitäten werden können. Aus Holz ein eisernes Geräth verfertigen, das ist es, was man dem Erzieher öfter zur Aufgabe macht; und wehe ihm, wenn er den Eltern nicht einreden kann, daß er dieser Aufgabe entsprach, oder wenn er gar eingesteht, daß er dieses Wunder zu vollbringen nicht im Stande sei. In mehreren Häusern war blos deshalb nicht meines Bleibens, weil ich die Eltern auf die schwachen Fähigkeiten ihrer Söhne aufmerksam machte; da hielt man mich für zu streng, dort für zu nachgiebig; während man in einigen Häusern mir vorwarf,

daß ich den Kindern Grundsätze einflößte, die im Leben nicht anwendbar sind; ja in einem Hause trat der Tanzmeister gegen mich auf, weil ich durch mein Benehmen und meine Haltung, welche mein Schüler nachahmte, die Resultate seiner Kunst angeblich vereitelte. Kurz, nirgends entsprach ich den gehegten Erwartungen, und wenn man mich auch nicht fortschickte, so behandelte man mich doch so, daß ich von selbst gehen mußte; und jetzt stehe ich hier, in einem Alter von fünfzig Jahren, nicht wissend, wo ich meinen Kopf niederlegen soll.«

Der Pfarrer hörte gerührt die ganze Erzählung an, und antwortete darauf mit dem Versprechen, daß er den Wunsch des Fremden nach allen seinen Kräften zu erfüllen trachten werde.

»Nehmen Sie meinen Dank,« sprach der Fremde gerührt. »Sie können Ihre Nächstenliebe durch keine größere Wohlthat an den Tag legen, als indem Sie mir die Schulmeisterstelle verschaffen. Ich bitte darum als eine Wohlthat, ich würde darum betteln, wenn es nöthig wäre,« fügte er hinzu, seine großen Augenbrauen zusammenziehend, unter welchen Thränen in seinen Augen glänzten. »Wir stehen an der Schwelle des Winters, und ich habe Weib und Kinder.«

Der Pfarrer und sein Gast sprachen diesen Abend noch viel mitsammen. Am andern Tage stellte der Pfarrer den Fremden den Kirchenvorstehern vor; und nach einer Woche bezog Elias Zátonyi sammt seiner Familie die Schulmeisterwohnung.

Der alte Zátonyi besaß nicht die Eigenschaften, durch welche man die Liebe des Volkes gewinnen kann. Seine

strengen Grundsätze, das Eckige seines Benehmens, hauptsächlich aber der Umstand, daß er sich in der Gesellschaft der Gemeindevorsteher nicht heimisch fühlte, waren lauter Gründe, wegen welcher er sich keine Popularität erwerben konnte, obwohl nie ein Mensch seine Pflichten pünktlicher erfüllt hatte als er. Den alten Müller ausgenommen, der sein ganzes Leben hindurch nur die Gesellschaft von Leuten aufsuchte, die im Wissen und Rang höher standen als er, stand Niemand mit ihm in irgend einer nähern Beziehung. Alle Uebrigen nahmen ihm gegenüber beinahe eine feindliche Stellung ein, wenigstens versäumten sie keine Gelegenheit, eine oder die andere Schwäche des Schulmeisters hervorzuheben. Es ist umsonst, die Menschen sind nun einmal so! Wenn sie nicht sagen können oder wollen, warum sie Jemanden nicht lieben, so zerbrechen sie sich so lange den Kopf, bis sie irgend einen Grund ausfindig machen. Das geschieht so in Sajógát, wie auch sonst wo in der Welt. Man warf ihm die steife Würde vor, mit welcher er die Schule dirigirte, und daß er in seine Reden lateinische Sätze einflocht, man fand es lächerlich, daß er Allem, was er begann, eine so große Wichtigkeit beilegte, man nahm es ihm übel, daß er ganze Stunden an seinem Clavier zubrachte, und darauf Stücke von Haydn und Mozart spielte, Stücke, die man seit Menschengedenken nicht gehört hat, und die nicht einmal ein Zigeuner nachspielen könnte; dies Alles brachten die Feinde des Schulmeisters so oft vor, bis ihn endlich alle Leute im Dorfe auslachten.

Der alte Zátonyi wußte das Alles gut, und beklagte sich oft nicht so sehr über das Volk wie über sich selbst.

»Was nützt es,« sagte er oft, »daß unser Herz zu lieben versteht, wenn die Natur uns die Gabe versagt hat, uns beliebt zu machen.« Aber durch seine Familie, welche er mit seinem geringen Einkommen erhielt, an sein Amt gebunden, ertrug er ruhig alle Unannehmlichkeiten. Die Liebe, mit welcher er an seinem einzigen Kinde hing, bot ihm für Alles Ersatz. Was kümmerte es ihn, daß die Welt seine Verdienste nicht anerkannte, daß alle seine Pläne vereitelt wurden, und er anstatt des Ruhmes, welchen er in seiner Jugend als der erste Erzieher des Landes erwartet hatte, nicht einmal in einem kleinen Dorfe sich Popularität zu erwerben wußte. Das Schicksal wird dem Sohne gewähren, was es dem Vater versagt hat; diese Hoffnung erhielt ihn mitten unter den kleineren und größeren Unannehmlichkeiten des Lebens aufrecht.

Man lernt durch die Erfahrung weniger, als man gewöhnlich glaubt. Selten vermag ein Mensch dieselbe auch nur zum Wohle seiner eigenen Kinder nützlich zu machen. Wir haben auf unserer Laufbahn das Glück verfehlt, und wir führen sie auf dieselbe Bahn, auf welcher wir gefallen sind, wir erleben die Träume unserer Jugend auf's Neue, und trotz unserer Erfahrungen blicken wir mit Vertrauen in die Zukunft, als ob nur wir allein auf der Welt uns hätten täuschen können.

Das war auch die Schwäche des alten Zátonyi. Der bei allen seinen Fähigkeiten sich kaum das tägliche Brot sichern konnte, träumte von einer glänzenden Zukunft seines Sohnes. Der Ehrgeiz, welcher einen der Hauptzüge seines Charakters bildete, fand in seinem Alter darin Befriedigung, daß er für seinen Sohne glänzende

Pläne entwarf. Es war etwas Lächerliches und dennoch Rührendes darin, wenn der arme Schulmeister darauf zu sprechen kam, wozu er seinen Sohn erziehen werde. Es war kein Ziel so hoch, das er sich nicht als erreichbar, ja als gewiß vorstellte, wenn er die lieben Züge seines kleinen Sohnes vor sich sah. Das Traurige bei der ganzen Sache war nur, daß die glänzenden Träume auf die Erziehung des Knaben von schlechtem Einfluß waren, und daß der arme Junge, welchen sein Vater stets großen Dingen widmete eigentlich zu gar nichts kam, schon aus dem Grunde, weil seine Mutter, welche die Hoffnungen ihres Mannes nicht theilte, bei der Erziehung des Knabens eine ganz entgegengesetzte Richtung befolgen wollte.

Die Schulmeisterin, die Tochter eines wohlhabenden Bauers, hatte Zátonyi aus Liebe geheiratet, und das Elend, welches sie erlitten, hatte in ihr einen um so größeren Haß gegen jede wissenschaftliche Laufbahn erweckt, je mehr sie den Geist ihres Mannes anstaunte. »Mit dem Schweiße deines Angesichtes sollst Du die Erde bebauen, so steht es in der heiligen Schrift,« sagte sie; »man lebt von der Hände Arbeit, und nicht vom Geist, und ich dulde es nicht, daß mein Kind zum Elend erzogen werde. Er soll ein Handwerker, oder ein Bauer werden, wie sein Großvater einer war, er soll aber nicht sein Leben darauf vergeuden, daß er Andere lesen lehre.«

Wissenschaft und Schulmeisterei stellte sich die Schulmeisterin als mit einander verbunden vor, und die gute Frau wollte ihren Sohn vor dem Elend bewahren, welches sie erfahren hatte.

Daß diese Ansichten der Schulmeisterin, welche sie

ohne Rückhalt aussprach, in ihrem Sohn die Lernbegierde nicht vermehrte, brauche ich nicht erst zu sagen.

Der alte Zátonyi unternahm es indeß, die Vorurtheile seiner Gattin mannhaft zu bekämpfen, und als er sah, daß er mit dem häuslichen Unterrichte nicht vorwärts kam, entschloß er sich, seinen Knaben in die Schule zu schicken. Er war zu jedem Opfer bereit, welche die Ausführung des Planes bei der Beschränktheit seiner Umstände erheischt hätte. Er berechnete Alles, und brachte Alles in Ordnung; aber was nützte es? Es ist nichts unwiderstehlicher als eine Frau, an deren Liebe wir nicht zweifeln, besonders wenn man gegen ihre starke Ueberzeugung nur Hoffnungen vorbringen kann. Das erfuhr auch der Schulmeister. Je näher der Augenblick heranrückte, in welchem er bereit war, mit seinem Sohne nach Sáros-Patak zu gehen, desto mehr schwankte er in seinem Vorsatze. Einige Tage vor seiner Abreise fragte er den Pfarrer um Rath, ob er es nicht für besser fände, wenn er den Knaben noch ein halbes Jahr bei sich behielte, und für die Pataker Schule besser vorbereitete. Und obwohl der Pfarrer das Entgegengesetzte anrieth, so blieb Zátonyi am bestimmten Tage dennoch zu Hause; dann aber klagte er selbst seine Schwäche an. »Sie werden sehen, hochwürdiger Herr,« sagte er dann traurig, »die Hartnäckigkeit meiner Frau zerstört die Zukunft unseres Kindes. Es ist nicht gut, wenn die Eltern an ihren Kindern so sehr hängen, daß sie sich von ihnen nicht trennen können. Auch das ist Egoismus, ein um so gefährlicherer Egoismus, da er sich in den Mantel der Liebe hüllt.«

Alle Welt wußte, daß diese Anklagen Zátonyi selbst eben so gut trafen, wie seine Frau; und endlich war

selbst die Schulmeisterin so sehr davon überzeugt, daß sie den Plänen ihres Mannes, von welchen sie im voraus wußte, daß sie nicht gelingen, gar nicht mehr entgegentrat. Wer indeß diesen Knaben kannte, der konnte sich über die Schwäche des Vaters nicht wundern. Einen liebenswürdigeren Knaben gab es in der ganzen Gegend nicht. Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten desselben täuschte sich der alte Zátonyi wahrscheinlich. Die unruhige Neugierde, die Gesprächigkeit, die Altklugheit, kurz alle die, Fremden unangenehmen Eigenschaften, welche bei Kindern auf Geist schließen lassen, fehlten diesem Knaben; aber wer ihm nahe kam, der mußte ihn lieben.

Das Volk ist nicht sentimental. An ein hartes Leben gewöhnt, geht es auch mit den Kindern hart um, und um fremde Kinder kümmert es sich schon gar nicht; aber der kleine Lajos bildete eine Ausnahme. Jedermann verzärtelte ihn, die ernstesten Bauern sprachen zärtlich mit ihm; selbst die Geizigsten riefen ihn zu sich, und bewirtheten ihn, wenn eben Kuchen im Hause war; Jedermann freute sich, der ihn auf die Weinlese oder auf seinem Wagen auf's Feld mitnehmen konnte. Durch seinen Sohn wurde auch selbst der alte Zátonyi im Dorfe beinahe populär.

Die Quelle des Zaubers, welchen der Knabe auf Jedermann ausübte, lag zum Theil in seiner Schönheit. Nie übt das Aeußere eines Menschen einen größeren Einfluß auf seine Zukunft, als in der Kindheit, wo der erste Eindruck, welchen das Leben auf uns macht, von der Art abhängt, wie die Menschen sich uns nähern; und diese Art wird von der Wirkung bedingt, welche wir auf sie machen. Aber nicht die blauen Augen, nicht die goldenen Locken,

nicht das liebe Kindergesicht, das Jedermann mit so heiterer Sanftmuth anlächelte, sondern der Ausdruck, welcher das Alles zu einem reizenden Ganzen machte, wirkte auf diejenigen, die diesen Knaben sahen. Unendliche Güte war in diesem Gesicht ausgedrückt, und tiefes Gefühl, wie man es bei Kindern selten findet. Er war heiter, und dennoch drückte sich in seinem ganzen Benehmen eine seltene Gelassenheit aus. Fast mußte man die Ansicht der Pfarrerin theilen, die immer sagte: »Schade, daß der kleine Lajos wachsen muß, er kann weder schöner noch besser werden.«

Obwohl das Herz des alten Schulmeisters von Glückseligkeit erfüllt war, wenn er auf seinen Sohn sah, so war diese Freude doch nicht frei von Besorgniß, so oft er an die Zukunft dachte. Er vernachlässigte die Erziehung des Knaben gewiß nicht, und der kleine Lajos wußte mehr als andere Kinder gleichen Alters, die ihre Studien nach dem herkömmlichen System machen; aber alles das konnte ohne ordentliche Schulzeugnisse die Zukunft des Knaben nicht sichern, und es nahte die Zeit, wo er für ihn einen Beruf wählen mußte. Zátonyi wählte sich, wie immer, ein neues Steckenpferd.

Sein Sohn hatte seine Leidenschaft für die Musik in vollem Maße geerbt, und dafür, daß er es nur von seinem Vater gelernt hatte, spielte er die Violine recht hübsch. Der Schulmeister baute auf diese Neigung neue Luftschlösser. Er sprach von der glänzenden Stellung einzelner größerer Musiker, und schon sah er seinen Sohn dereinst in den Reihen derselben. Aber wenn er sich auch schon über die Schwierigkeiten und die Ungewißheit hätte täuschen können, welche auf dieser Laufbahn größer als auf einer

anderen sind: so war seine Frau, welche die Musik von dem Handwerke der Zigeuner nicht unterscheiden konnte, eine noch unerbittlichere Gegnerin derselben als der Wissenschaften. Der armen Frau war auch das schon zu viel, daß ihr Sohn geigen lernte, und zuweilen an Sonntagen im Hause eines oder des andern Bauers seine Stücke aus Gutmüthigkeit aufspielte. Hatte sie nicht mit eigenen Ohren gehört, wie der Kleinrichter ihn bei einer solchen Gelegenheit einen blonden Zigeuner nannte!

Alle diese Uebel und Besorgnisse wurden indeß glücklich beseitigt.

Zátonyi's einziger Anhänger und Freund im Dorfe war, wie ich bereits gesagt habe, der Müller. Er wurde der »große Müller« genannt, nicht wegen seiner leiblichen Größe, sondern weil drei Meilen weit auf der Sajó Niemand eine größere Mühle besaß, als er.

Man täuscht sich, wenn man den Ehrgeiz nur in Palästen und Hofkreisen sucht, es spielt derselbe auch in unseren Dörfern unter jenen Classen des Volkes eine mächtige Rolle, welche wir uns gewöhnlich als Gegensatz der Aristokratie denken, und die in ihrem Kreise eben so viel aristokratische Neigungen haben wie wer immer. Nirgends machen Einzelne auf Suprematie strenger Anspruch, nirgends anerkennt man diese Ansprüche so leicht und so allgemein wie unter dem Volk; nur daß beinahe ausschließlich das Vermögen die Grundlage dieser Aristokratie bildet. Der Grundherr, der ein schöneres Haus oder mehr Vieh besitzt, fordert Achtung, und seine Nachbarn huldigen seiner Suprematie größtentheils ohne Widerstreben, und als die Wahl des Richters noch von den Bauern abhing, ga-

ben sie ihre Stimmen stets fast ohne Ausnahme dem Wohlhabendsten. Der Müller war das Musterbild der Dorfaristokratie. Ein Reichsbaron aus dem Mittelalter konnte nicht stolzer auf seine Unterthanen herabsehen, als er auf diejenigen, von welchen er den Mahlzoll erhob. Aus jeder seiner Bewegungen leuchtete das stolze Bewußtsein hervor, daß auf der ganzen Sajó keine Mühle größer sei, als die seinige, eine einzige ausgenommen, die drei Meilen aufwärts stand, die man aber mit der seinigen gar nicht vergleichen konnte, weil sie zu einer Krondomäne gehörte, und ein Jude sie in Pacht hatte. Wer den kleinen untersetzten Mann sah, wenn er in seiner Mühle fortwährend zankend umherging, und bald seinen Burschen Verweise gab, bald mit den Mühlkunden stritt, indem er hier Gnaden austheilte und das Getreide Einzelner außer der Reihe aufschütten ließ, dort wieder die Ungeduldigen auszankte, seine Rede stets damit schließend, wem es bei ihm nicht gefällt, der könne anderswo mahlen lassen, — wer, sage ich, das Alles sah, der lachte zuweilen über das Ansehen, welches der Müller sich gab, aber wehe ihm, wenn dieser es bemerkte. Wenn ein Bauer dieses Majestätsverbrechen beging, so wurde ihm in der Sajógáter Mühle gewiß nicht mehr gemahlen; Dienstboten aber und andere kleine Leute entgingen den Schlägen nicht. Der Müller hielt sich für zu hoch, um eine solche Beleidigung vergeben zu können. Niemand hielt sich für wichtiger, für nöthiger auf der Welt als er. Alles, was im Dorfe geschah, that nur er, ja nach seiner Ueberzeugung reichte sein Einfluß noch weiter. Wenn er nicht mit dem Obergespan gesprochen hätte, als dieser einmal im Vorbeigehen sich die Mühle

ansah, so wäre der Damm, der jetzt hier aufgeführt ist, niemals fertig geworden. Der Kis Michel hätte seinen Prozeß niemals gewonnen, wenn er ihn nicht dem Oberstuhlrichter empfohlen hätte, und das ganze Dorf hatte das Alles so oft gehört, daß es zuletzt daran glaubte, und den Müller in der That für einen mächtigen großen Mann hielt. Bei diesen Schwächen hatte er aber auch seine guten Seiten. Niemand konnte etwas vorbringen, was auf die Rechtschaffenheit des großen Müllers auch nur im Geringsten ein nachtheiliges Licht geworfen hätte. Oft geschah es, daß er einer armen Witwe oder sonst einem armen Menschen die Frucht umsonst mahlte, ja, als seine Tochter geboren wurde, ließ er einen ganzen Tag unentgeldlich mahlen; das Alles aber that er mit so vornehmer Herablassung, daß, wer seine Wohlthaten empfing, sich mehr erniedrigt als zu Dank verpflichtet fühlte. Er war reich und darum ehrte man ihn, er war grob, darum fürchtete man ihn, und Niemand zog seine Superiorität in Zweifel; aber nichtsdestoweniger war er mit seiner Stellung nicht zufrieden. Je mehr seine Nachbarn ihm huldigten, je mehr sie es duldeten, daß er vornehm auf sie herabsah, desto mehr sehnte er sich nach einem höheren, ihm passenden Umgang, und eigentlich war auch nur dies das Band, welches ihn an Zátonyi knüpfte. Zátonyi war ein studirter Mann, der Bücher verfaßt hat, und oft in's Haus des Grundherrn kam. Selbst der Obergespan, bei dessen Verwandten der Schulmeister einmal Erzieher war, nannte ihn, als Se. Excellenz zuletzt im Comitate war, seinen lieben Freund, und der stolze Müller fühlte sich durch die

Freundschaft eines solchen Mannes geehrt, und wandte Alles an, um sich dieselbe zu sichern.

Als der kleine Lajos zwölf Jahre alt wurde, forderte er seine Eltern auf, ihn in die Mühle zu geben, und damit gingen die heißesten Wünsche der Schulmeisterin in Erfüllung, während die Luftschlösser, die ihr Mann gebaut hatte, verschwanden. Zátonyi war zu vernünftig, um die sichere Zukunft, die sich seinem Sohne eröffnete, und zu welcher dieser Lust zeigte, nicht anzunehmen; aber wer möchte wohl darüber staunen, daß er, der seit der Geburt seines einzigen Kindes von dessen glänzender Zukunft träumte, sich mit dem Gedanken nicht befreunden konnte, ihn in Zukunft als Müller zu sehen? Freilich brauchte er nur seinen Hoffnungen zu entsagen, ja nicht einmal Hoffnungen, denn es waren blos Träumereien, mit welchen er seine einsamen Stunden erheiterte; aber wer vermag auch nur seinen Träumereien ohne Schmerz zu entsagen!? Und wo ist Jemand selbst unter Denjenigen, die, in den höheren Kreisen lebend, des freudenlosen Glanzes überdrüssig, mit Neid von der Glückseligkeit des Volkes sprechen, wo ist da Einer, der ohne Schmerz sein Kind in einen Kreis könnte hinabsteigen sehen, der niedriger ist als der seine?

»Wer hätte das gedacht,« sprach der Schulmeister traurig, »als mein Schicksal mich von einem Ende des Landes zum andern trieb; wie oft flehte ich da zu Gott, er möge mir einen Platz geben, wo ich mit meiner Familie ausruhen könne. Es geschah. Wir haben endlich festen Boden gewonnen, ich als Schulmeister, mein Sohn als Müllerbursche. Trösten Sie mich nicht,« setzte er hinzu

als der Pfarrer, zu dem er so sprach, ihm die Vortheile aufzuzählen begann, die daraus entspringen können, daß Lajos in die Mühle aufgenommen wurde; »wenn es nur zum Glücke meines Sohnes führt, so beklage ich mich über nichts. Aber ich kenne meinen Sohn, sein Herz hegt Wünsche, die in dem Kreise, in welchen er tritt, keine Befriedigung finden können. Meine Frau glaubt es nicht, und vielleicht glauben auch Sie es nicht, hochwürdiger Herr, aber Gott hat meinen Lajos zum Künstler geschaffen, und der Spruch der Schrift vom eisernen Topf und dem Thongeschirr paßt nicht allein auf die Berührung zwischen Reichen und Armen, auf die er dort angewendet wird; wehe auch Demjenigen, der mit zarten Gefühlen in einen rohen Kreis tritt; man zerschmettert ihn, und es ahnt vielleicht Niemand, daß er ihn auch mit verletzen konnte.«

In seinem eigenen Hause konnte der arme Zátonyi über solche Dinge gar nicht sprechen. Seine Frau war zu glücklich, um auch nur einen Zweifel zu dulden. Sie sah ihren Sohn bereits als Nachfolger des reichen Müllers, als Erben der großartigen Mühle und des ausgedehnten Grundbesitzes, sie sah ihren Sohn als den ersten Mann der Gegend, und in der That schien es, als ob alle diese Hoffnungen in Erfüllung gehen müßten.

Der Müller hatte eine Tochter, die um zwei Jahre jünger war als der kleine Lajos; und hatte er nicht unzähligemal gesagt, daß, wenn die Kinder auch später so zu einander passen, er sich keinen bessern Schwiegersohn wünsche, als den Sohn den Schulmeisters? Und warum sollten sie denn später nicht zu einander passen, dachte sich die Schulmeisterin, in Träumereien über die glückliche

Zukunft versinkend; sagt doch das ganze Dorf jetzt schon, daß aus diesen ein Paar wird, und lieben doch die Kinder einander schon jetzt. Und wenn man dieses Wort bei Kindern anwenden kann, so war in dem Verhältniß, welches sich zwischen Lajos und Mariska fast seit dem ersten Augenblick ihrer Begegnung entwickelt hatte, in der That etwas, was man Liebe nennen könnte.

Beide waren schöne, liebenswürdige Kinder, sie waren gut und lieb, im Uebrigen aber glichen sie einander nicht.

Wenn über eine Familie traurige Zeiten hinziehen, so bleibt die Spur davon auch an den Kindern haften. Die Kleinen kennen die Entbehrungen nicht, die sie durchmachen, sie verstehen den sorgenvollen Blick nicht, mit welchem ihre Eltern ihren Spielen folgen; die Klagen, die sie hören, die Thränen, welche sie sehen, sind ihnen unbegreiflich; aber der traurige Kreis, in welchem sie aufwuchsen, wirkt unmerklich auf ihre Gemüther, und die lärmende kindliche Heiterkeit, diese reinste Glückseligkeit unseres Lebens, das Einzige, um was uns Niemand beneidet, verschwindet zeitlich bei den Kindern, die unter den Sorgen der Eltern aufgewachsen sind. Lajos war ein ausgezeichnet stilles Kind, schwärmerisch und selbst mitten in seinen Freuden gelassen.

»Betrachten Sie nur meinen Sohn,« sagte Zátonyi öfter, wenn er Sonntag Nachmittags mit dem hochwürdigen Herrn die in der Nähe der Kirche spielenden Kinder sah, »wie sehr er unter den übrigen hervorragt. Auch jetzt schon sieht man in ihm den Mann, der sich nur im Kreise der Wissenschaft und Kunst wohl fühlen kann; wie Schade

ist es, daß er nicht härteren Gemüthes ist,« fügte er seufzend hinzu, »härteres Erz klingt lauter bei jeder Berührung.«

Der Knabe war ausgezeichnet ruhig, aber auch heiter. Wenn seine Mutter ihm an Winterabenden die Geschichte Josephs oder ein Märchen erzählte, in welchem das gute Kind über sein ganzes Haus Glück bringt, oder wenn sein Vater ihm nach dem Unterricht auf die Schulter klopfte, und sagte, daß er zufrieden sei, da drückte sich in dem sanften Gesicht des Knaben unaussprechliche Seligkeit aus. »Dieses Kind ist ein wahrer Engel,« sagte eine alte Nachbarin; »schon sein Aussehen ist so, wie man die Engel malt, goldene Haare umwallen seinen Kopf wie ein Strahlenkranz. Ich bedaure die Schulmeisterin! Für Engel ist auf dieser Erde keines Bleibens. Auch ich habe zwei solche Kinder gehabt, und ich habe sie beide begraben, bevor sie erwachsen waren.«

Die kleine Mariska war im Gegentheil ein rothwangiges, lustiges, lieblich schelmisches Kind. Ihrem heitern Geschwätze mußte jede Sorge weichen, und wenn sie kam, so verkündete schallender Gesang und liebes Kindergelächter, das ihr beinahe immer vorausging, schon von Weitem, daß hier Freude naht.

Die Freundschaft des Schulmeisters und des Müllers brachte auch die Kinder in ein stets innigeres Verhältniß, und kaum waren seit Zátonyi's Ankunft in Sajógát einige Monate vergangen, als die Kinder bereits unzertrennlich waren. Die Zeit ausgenommen, in welcher Lajos bei seinem Vater lernte, oder die kleine Mariska bei ihrer Mutter unter großer Unruhe strickte, waren sie fast immer beisammen. Hinter der Mühle unter den großen Eichen,

wo an warmen Sommertagen die Mühlkunden anhielten, im Walde, am Ufer der Sajó saßen und gingen sie mit einander. Wenn sie auch an den Spielen der übrigen Kinder theilnahmen, so unterhielten sie sich doch nur mit einander. Mariska's Uebermuth hatte stets Lajos zum Ziel, und dieser hatte nur für seine kleine Freundin Augen, und lauerte auf die Gelegenheit, ihr irgend einen Wunsch erfüllen zu können. Und dieses fortwährende Beisammensein wirkte so sehr auf beide, daß Lajos heiterer, Mariska hingegen gelassener wurde. Wie zwei Stimmen, die zu einer schönen Harmonie verschmelzen, wenn die eine um einige Töne höher klingt, wie zwei Farben im Glanz eines Sonnenstrahls, — so innig und harmonisch verbanden sie sich mit einander unter dem Einfluß der fortwährenden Berührung und der gemeinschaftlichen Freuden. Der Unterschied blieb, aber was in ihrem Charakter widersprechend schien, verschwand. Sie ergänzten so zu sagen einander, so daß die angenehme Wirkung, welche beide auf Jedermann machten, zur Hälfte verloren ging, wenn man sie sich von einander getrennt dachte.

Alles das scheint kleinlich, aber ich erzähle doch nur eine einfache Dorfgeschichte, und meine Zuhörer können keinen überraschenden Wechsel der Dinge erwarten, wie man ihn in Romanen zu finden pflegt. Das Leben fließt damit wenig Ausnahmen viel ruhiger dahin. Wie im Walde nach dem Winterschlaf die Aeste der Bäume grünes Laub bedeckt, im Herbst hingegen das Laub abfällt, und die Aeste dürr sind, ohne daß wir die allmäligen Grade der Entwicklung und des Welkens bemerken; wie dort der Stamm des einen Baumes mächtig gegen Himmel ragt,

während der andere sichtlich dahinwelkt, ohne daß wir die Kraft kennen, welcher jener sein Wachsthum verdankt, oder ohne daß wir zu sagen wüßten, wo und was für ein Wurm an den Wurzeln des andern nagt; so ist größtentheils auch das Leben der Menschen; es ebbt und flutet das Glück im regelmäßigen Lauf der Zeit. Wenig Bäume werden vom Blitz zerschmettert, und die Herzen verbluten größtentheils unter geräuschlosen Schlägen.

Nachdem der kleine Lajos in die Mühle gekommen war, wurde das Verhältniß der beiden Familien noch inniger; aber diese Aenderung konnte auch auf die Stellung der Familie Zátonyi im Dorfe nicht ohne Einfluß bleiben.

Die einzige Tochter reicher Leute pflegt auf dem Lande wie in der Stadt beinahe von ihrer Geburt an der Gegenstand vieler glänzenden Hoffnungen zu sein, und der Dorfnotär und mehrere der wohlhabendsten Bauern des Dorfes sahen es nicht gern, daß Lajos sie ihrer Jahre lang genährten Hoffnungen jetzt aller Wahrscheinlichkeit noch beraubte. Mit Zátonyi hatte die öffentliche Meinung theils aus Gewohnheit, theils weil die Verdienste des Schulmeisters unzweifelhaft waren, allmälig sich bereits ausgesöhnt; jetzt aber nannte man ihn wieder einen hergelaufenen Menschen, und Lajos wurde bei Allen ein Gegenstand des Neides, bei Einigen sogar des Hasses. Seine Gelassenheit wurde der Feigheit, seine Freundlichkeit dem Haschen nach Gunst zugeschrieben; und gerade, weil man wußte, daß die Schulmeisterin dadurch verletzt wird, pflegte seitdem Jedermann ihren Sohn nur den blonden Zigeuner zu nennen.

Lajos war zu empfindlich, um diese Aenderung nicht wahrzunehmen. Er gehörte zu jenen glücklichen oder unglücklichen Individuen, die Niemanden gegenüber gleichgiltig bleiben können, und die durch die Kälte Anderer ebenso beleidigt werden, wie das kleinste Zeichen von Herzlichkeit sie glücklich machen kann. Dies ist auch eine Art Eitelkeit, aber zweifelsohne nur die Eitelkeit der edelsten Herzen. Der unschuldige Knabe verstand zwar den Grund der Veränderung nicht, sie hatte aber auf seine Laune den Einfluß, daß sie ihn schüchterner machte. Die lebhaftere Mariska ertrug die ihrem lieben Cameraden angethanenen Beleidigungen mit weniger Duldsamkeit. Seitdem man mit ihrem Lajos im Dorfe so verfuhr, erwachte in ihrer Brust der ganze Stolz ihres Vaters. Wie eine kleine Herzogin ging sie unter den Andern einher, und wer sich ihr näherte, erhielt in reichem Maße das zurück, was er an dem armen Lajos verbrochen.

Auch das Eigenthum des Herzens wird nur durch die Grenzen sicher; und so wie jene, die im gegenseitigen Besitze ihr Glück suchen, alles Andere gerne aus ihrem Kreise ausschließen, so kann nichts zwei Menschen einander näher bringen, als wenn sie sich von den Uebrigen zurückgestoßen fühlen. So wurde das Verhältniß, in welchem Lajos und Mariska glücklich waren, nur noch inniger. Die Frau Schulmeisterin sah indeß mit Bangigkeit die Zeichen des allgemeinen Neides. »Es ist fatal, wenn man einen großen Feind hat,« sagte sie eines Tages zum Seelsorger, der sie beruhigen wollte; »aber viele kleine sind noch ärger. Jener kann den Menschen mit einem Schlage niederstrecken, aber wir können ihm ausweichen;

diese aber untergraben den Boden, und es gibt keine Rettung. Die verfluchte Geige ist an allem Uebel Schuld. Wenn die nicht wäre, so hätten sie gegen meinen Sohn nichts vorzubringen.«

Bei dem Allen verschaffte das verfluchte Instrument nicht nur Lajos, sondern Allen, die ihn hörten, viel angenehmen Genuß. Das Haus des Grundherrn ausgenommen, spielte er jetzt selten vor Fremden; wenn aber an langen Winternachmittagen der hochwürdige Herr mit seiner Frau und der Müller und die Familie Zátonyi sich um den großen Ofen versammelte, und Lajos nach seiner Geige griff, nahm selbst das Gesicht des Müllers einen sanfteren Ausdruck an, und die Schulmeisterin betrachtete, trotz aller Antipathie gegen die Geige, ihren Sohn mit freudetrunkenen Blicken. »Wie Schade,« sagte der alte Zátonyi oft, indem er mit dem hochwürdigen Herrn von der Mühle nach Hause schlenderte, »der arme Bursche könnte schon ein Künstler ersten Ranges sein, — und jetzt — —«

»Hättest Du lieber den armen Jungen niemals die Geige spielen gelehrt,« sagte die Schulmeisterin, »wenigstens würde ihn Niemand im Dorfe den blonden Zigeuner nennen; und Du wirst sehen, hieraus wird noch einmal Unglück entstehen.«

Nichts rechtfertigte diese traurigen Prophezeiungen. Jahre vergingen ohne eine Veränderung. Lajos wuchs bei der Arbeit zum kräftigen Jüngling empor. Mariska entwickelte sich zum schönsten Mädchen, und wenn auch die Verse, die ihr der Sohn des Notärs auf goldgerändetem Papier zu ihrem Namenstage überreichte, schmeichelhaft

waren, so war doch weit und breit kein Mädchen, auf welches die Worte des alten Liedes:

Nicht vom Mutterschooße
Wurdest Du umfangen,
Bist im Mai als Rose
Blühend aufgegangen. —

besser gepaßt hätten.

Niemals sahen zwei unschuldige Herzen vertrauensvoller in die Zukunft als sie. War doch Mariska Lajos' Braut, was konnte ihrem Glück im Wege stehen? Sobald Lajos von seiner einjährigen Wanderschaft zurückkehrt, feiern sie, nach dem Versprechen des alten Müllers, die Hochzeit; und sie waren beide so jung.

Der alte Müller hatte sich so sehr an den Burschen gewöhnt, dem er Alles anvertrauen konnte, er schien ihn so sehr zu lieben, daß er selbst es war, der die Zeit der Wanderschaft immer hinausschob. Aber endlich war Lajos neunzehn und Mariska sechzehn Jahre alt, der hochwürdige Herr, der gemeinschaftliche Freund und Rathgeber beider Familien, drang immer mehr auf die Wanderschaft, bis man endlich wirklich den Tag derselben festsetzte.

Lajos marschirte an einem schönen Maimorgen fort. Seine Eltern, seine Braut und der hochwürdige Herr begleiteten ihn bis zum Walde. Hier nahmen sie Abschied von einander. Sein Vater drückte ihn an's Herz und wandte sich ab, damit weder er noch die Frauen die Thränen in seinen Augen bemerkten. Nachdem Lajos ungefähr hundert Schritte gegangen war, blieb er stehen und schaute zurück; die Schulmeisterin rief ihrem einzigen Sohne noch einen Segensruf nach, in einem Tone, den die Natur nur

den Müttern gegeben; während Mariska noch einmal zu ihrem Geliebten lief, um ihn noch ein Stückchen weiter zu begleiten. Die Eltern sahen dem Liebespaare gerührt nach. Hand in Hand gingen dieselben bis zu einem großen Waldbirnbaum, den die Blüthen jetzt ganz bedeckten. Hier bliebensie stehen, und sprachen noch eine Weile mit einander. Endlich brach Lajos zwei kleine Zweige ab. Einen reichte er seiner Braut, drückte sie an seine Brust, und noch einmal mit der Hand Abschied winkend, eilte er fort. Der arme Bursche schaute auch nicht mehr zurück, vielleicht weil er fühlte, daß er, wenn er zurückblickte, nicht weitergehen könnte.

Als Mariska zurückkam, war ihr Auge mit Thränen gefüllt, aber auf ihrem Gesicht war Zufriedenheit sichtbar, als ob sie sagte: Ich bin dennoch die Letzte, die von ihm Abschied genommen.

»Weine nicht, meine Liebste,« sagte Frau Zátony schluchzend; »er kommt ja nächstes Frühjahr zurück, und dann verläßt er Dich nie mehr in dieser Welt.«

»Ich weiß es, ich weiß es,« erwiederte Mariska, während Thränen an ihren rothen Wangen herabrollten; »ich weine auch nicht deshalb, aber ich liebe euren Sohn so sehr! Als wir zum letzten Mal Abschied nahmen, und Lajos diesen Zweig abbrach, fiel von oben, wie ein Segen, ein ganzer Blüthenregen auf uns herab, und die alte Frau Bodó, die dem ganzen Dorfe Karten aufschlägt, sagte, als ich sie gestern bat, auch mir und Lajos zu prophezeien, daß, das Kartenaufschlagen gar nichtnöthig sei, denn das Haus, auf dessen Dach der Storch sein Nest gebaut, sei nicht so sicher, als wer seinem Geliebten, wenn er fortgegangen, im

Herzen einen Platz bereit hält. Aber ein Jahr ist doch lang, und die Mühle wird ohne Lajos so öde sein.«

II.

Anfangs schien es, als ob Lajos' Entfernung Niemanden schwerer falle, als seinem Herrn. Seitdem sein lieber Bursche weggegangen war, sah er überall Aergerniß, wohin er nur blickte. Die Mahlkunden brachten unreinen Weizen, die Burschen sperrten nur das Maul auf, auch die Sajó trat binnen drei Wochen zweimal aus; wie wenn Alles auf der Welt nur da wäre, um ihn zu ärgern. Er schalt die Burschen und die Mahlkunden, manchmal prügelte er seinen Kutscher, und wenn er mit dem hochwürdigen Herrn oder mit den Zátonyischen zusammenkam, klagte er Stundenlang über das dumme Innungsgesetz, welches die Burschen zur Wanderschaft verpflichtet, weshalb er jetzt an die Stelle seines lieben Lajos hergelaufene Kerle aufnehmen müsse. Und er wollte doch die Mühle sehen, wo Einer, der bei ihm gelernt, noch etwas lernen könnte. Nicht einmal Mariska konnte ihm jetzt seine üble Laune vertreiben; ja da der Müller zu den nicht seltenen Individuen gehörte, welche, wenn sie lustig sind, nicht begreifen können, warum die ganze Welt nicht lache, und wenn sie selbst übelgelaunt sind, nicht verstehen, wie Jemand in ihrer Nähe lächeln könne, so schalt er seine Tochter, wenn sie ihn aufheitern wollte, ein leichtsinniges Mädchen, weil sie, an Lajos vergessend, wieder lachen und singen könne. Und doch hat es nie eine ungerechtere Anklage gegeben.

Wen der Himmel mit der göttlichen Gabe der Heiterkeit beschenkt hat, der ist wie die Rose, welche manchmal ihr thauiges Haupt neigt, aber deshalb in eben so heiteren Farben glänzt wie sonst. So war auch Mariska in diesen Tagen. Man muß die Blume pflücken, und blätterweise ihren Kelch zerreißen, damit sie die Freudenfarbe verliere, mit der die Natur sie geschmückt. Das Leben und die Menschen thun manchmal auch das.

Zu der Zeit wurde unter den Comitatsbeamten eben eine Veränderung vorgenommen. Ein Stuhlrichter starb, man setzte den Geschworenen des Sajóháter Bezirks zum provisorischen Stuhlrichter ein, an dessen Statt aber wählte man einen jungen Mann, der, nachdem er seine Schulen beendigt, und seine Kraft auf verschiedenen Laufbahnen versucht, sich nach dem Tode seines Vaters auf seine väterlichen Besitzungen zurückgezogen hatte, wo er während eines Jahres auch das Wenige vergaß, was er gelernt. Da nach dem Tode des früheren Geschwornen die Frage auftauchte, ob die Stellvertretung im Wege der Wahl oder der Ernennung seitens des Obergespans erfolgen solle, zog die Angelegenheit die Aufmerksamkeit des ganzen Comitates auf sich. Der Tag, an dem man Ékesy wählte, wurde für den Tag eines wichtigen politisches Sieges gehalten, und der neue Geschworne war eine Zeit lang, besonders im Sajóháter Bezirk, dessen niederer Adel sich in ihm repräsentirt sah, der populärste Mensch.

Indem der Müller zufolge seines Charakters sich streng an jedes seiner Rechte klammerte, war er fast immer mit den benachbarten Müllern in Streit; und bei einer solchen Gelegenheit, wo der Oberstuhlrichter zur Schlich-

tung der Angelegenheit ausgesandt war, geschah es, daß der Geschworene, Herr Ékesy, in der Mühle bekannt wurde.

Möglich, daß Viele Ékesy für keinen liebenswürdigen Menschen hielten. Die scharfen Züge seines Gesichts, der kreischende Ton, die Kriecherei, mit welcher er seinen Vorgesetzten, und der Hochmuth, mit welchem er seinen Untergebenen begegnete, das fürchterliche Lachen, in das er besonders über seine eigenen Späße ausbrach, oder wenn der Oberstuhlrichter oder Vicegespan etwas Scherzhaftes erzählten; diese Mischung von Hochmuth und Unterthänigkeit mochte auf viele einen unangenehmen Eindruck machen; aber deshalb gab es dennoch Leute, die den Geschwornen für einen feinen Menschen hielten, und sie verstanden unter diesem Worte einen Herrn, der, wenn er die Straße entlang geht, verdient, angesehen zu werden. Unter diese Bewunderer gehörte auch der Müller. Nach seiner Auffassung gab es im ganzen Dorfe Niemand, den Gott mehr zum Herrn geschaffen hätte. Schon die Art, wie er sich den Schnurrbart spitz zudrehte, und seine Haltung, wenn er mit dem Richter oder mit einem andern Untergebenen sprach, seine Hände auf den Rücken legte, seine Füße ein wenig ausbreitete, seine Knie abwechselnd einbog, und so seinen Körper in verschiedenartige Bewegungen brachte, wodurch der Zuschauer beinahe geblendet wurde, — dies Alles machte ihn zum angesehenen Manne. Erst noch die Würde, mit der er während des Rauchens ausspucken konnte, worin er alle Bürger der amerikanischen Bundesstaaten übertraf! Ist es dann ein Wunder, wennbald Niemand in der Mühle ein lieber gesehener Gast wurde, als der Geschworne? — Be-

sonders nachdem, wie der Müller glaubte, zufolge seines Einflusses die eben erwähnten Prozesse für ihn günstig entschieden wurden. Ékesy war täglich im Hause, und es that dem Müller wohl, wenn die Richter, daselbst hinberufen, mit entblößtem Haupte vor dem Comitatsgeschwornen standen, während er behäbig vor seinem Hause weiter rauchte, wie wenn er selbst schon Geschworner oder Stuhlrichter wäre.

War es die Schönheit Mariska's oder nur das Vermögen des Müllers, das Ékesy bewog, trotz der Antipathie des Mädchens ihr den Hof zu machen? Dieß zu bestimmen wäre schwer. Die menschliche Brust trägt eine solche Mischung schöner und niedriger Eigenschaften in sich, daß das Interesse auf die edelsten, und das Gefühl auf die niedrigsten Menschen immer einen Einfluß ausübt; so viel ist indeß gewiß, daß nach Verlauf einiger Wochen eben so wenig ein Zweifel in Bezug auf die Absichten des Geschwornen sein konnte, als es gewiß war, daß der Müller diesen neuen Verehrer seiner Tochter gerne sah. Er, der früher bei jeder Gelegenheit Lajos erwähnte, wandte jetzt, wenn man nur dessen Namen aussprach das Gespräch auf etwas Anderes; mit einem Worte aus seinem ganzen Verhalten war ersichtlich, daß er seine frühere Verbindung so stark wie möglich zu lockern bestrebt war. — Die Schulmeisterin wurde immer unruhiger und verbrachte schlaflose Nächte. Jedermann, mit dem sie nur sprach, theilte ihre Besorgniß. Nur Mariska und Zátonyi sahen getrost in die Zukunft; jene, weil sie auf ihr eigenes Herz vertraute, und überzeugt war, daß ihr Vater sie zu sehr liebe, als daß er sie zu etwas zwingen würde, wodurch sie ewig unglücklich wäre; Zátonyi aber, weil es ihm zufolge

seiner Menschenkenntniß unmöglich schien, daß Jemand der angelobten Braut eines Andern nachstelle, oder daß der Müller sein feierlich gegebenes Wort breche.

So verging der Sommer. Die Weinlese war beendigt. Ein Theil der Stoppeln war aufgeackert, hier und da sah man auch schon die neue Saat, die mit ihrem fröhlichen Grün, einer tröstenden Hoffnung gleich, sich zwischen den vom Reif gelb gewordenen Wiesen und Feldern hinstreckten. Die Farbe der Bäume änderte sich; unter das Silberlaub der Pappelbäume mengte sich Gold; im Walde sah man rothe Flecken, und die feinen Fäden, jene Verkünder des langes Herbstes, umspannen im Walde und auf der Wiese tausendfältig die Zweige, sie vermochten aber nicht das fallende Laubwerk zu binden. Schon flogen dürre Blätter bei der Berührung des kleinsten Windes umher. Es war Sonntag. Mariska saß, wie dies seit Lajós' Entfernung ihre Gewohnheit war, allein unter einer Baumgruppe unweit der Mühle, und während ihre Augen bald die am Himmel schwimmenden leichten Wolken, bald das stille Fließen der Sajó begleiteten, dachte sie an ihren fernen Geliebten. Was hätte sie auch Anderes thun können?

Sie hatte ihre Arbeiten beendigt, und wußte, daß es der Vater nicht liebe, wenn sie zu Zátonyi's oder zum hochwürdigen Herrn gehe, und daß sie mit ihm nicht mehr von Lajos reden dürfe. Hier, wo sie so oft mit ihrem Geliebten gegangen war, konnte sie wenigstens frei an ihn denken. Als ob das Laub von ihm flüsterte, als ob auch aus dem Spiegel des Wassers sein Bild heraufläche!te! Hier fühlte sich Marie nicht allein, und im Andenken an

das Vergangene, vergaß sie das viele Leid, in welchem sie ihr Leben zubrachte, seitdem Ékesy die Mühle besuchte.

»Welch' ein thörichter Mensch ist dieser Ékesy,« sprach sie für sich, während ihre Augen an Lajos' letztem Briefe hingen, welchen sie, nachdem sie denselben öfter gelesen, noch immer nicht zusammengefaltet hatte, als ob ihre Augen sich von den lieben Zügen nicht trennen könnten; »er glaubt, daß ich am Ende meinen Lajos vergessen werde. Die Sajó fließt nicht schneller von einer Grenze zur andern, als ein Mädchenherz sich ändert, sagte neulich mein Vater. Es ist wahr, dieser Fluß spiegelt das Bild vieler am Ufer befindlichen Gegenstände ab; aber so wie in seiner tieferen Mitte, bis dort hinab, wo er sich in die Theiß ergießt, immer nur der Himmel zurückstrahlt, so wird auch Lajos' Bild in der Tiefe meines Herzens nicht verschwinden, niemals, niemals.«

Während Mariska an den Ufern der Sajó sich immer mehr in ihre Träumereien versenkte, stand ihr Vater, nachdem er seinen Nachmittagsschlaf beendigt, mit welchem er die langen Sonntage abzukürzen pflegte, von der Bank auf, zündete sich seine Pfeife an, öffnete das Fenster, und schaute durch dasselbe hinaus. Das Fenster ging nicht auf die Sajó, sondern in den Hof, in den Garten und weiterhin auf das fruchtbare Ackerland, welches die Sajó von den Bergen trennt. Hier sah er seine Felder; auf der freiliegenden Wiese weideten unter der Heerde des Dorfes seine neun Kühe, und aus der Ferne sah man die Stadt und die Gebirge, wo er ein Haus und Weingärten hatte. Reich war die Fechsung, und auch die Weinlese entsprach der Erwartung. Der Keller füllte sich; bis Neujahr ver-

mochte man das kaum zusammenzudreschen, was in der Scheuer aufgehäuft lag, und auch das als Mahlzoll gesammelte Korn hatte keinen Platz mehr auf dem Boden. Der Müller überblickte mit Zufriedenheit seine Wirthschaft, und jene Schober und Tristen, die man hinter dem Garten sah, hoben das stolze, nur vom Landwirth gekannte Selbstbewußtsein in seiner Brust, daß ihm das Futter bis zum Frühjahr nicht ausgehen werde. Er dachte an jene Zeiten zurück, da er als Müllerbursche zum ersten Mal hierherkam. Wie viel hatte sich seit der Zeit geändert; selbst die verwitwete Müllerin, mit der er die Mühle bekommen, würde jetzt ihr eigenes Haus nicht erkennen. Ein neues Dach, neue Mauern, eine neue Umzäumung, nur der Platz war der alte geblieben, und doch hatte er nur dem sein Glück zu verdanken, daß er in die Mühle gekommen war. Der Mensch soll sich nur an einem Platz einnisten können, nur da soll er feststehen können, das Uebrige kommt von selbst. Durch die Mühle wurden die Felder, durch die Felder der Weingarten, durch diesen das Haus erworben, und am Ende verdanke ich doch Alles meiner alten Frau, Gott lasse die Arme ruhen, jetzt könnte sie ohnedies nicht mehr leben. Damals war ich ein schlanker Bursche, und im Dorfe sagte man, es sei Schade, daß ich mich für Geld verkaufte, als ob jene, die sich umsonst verkauften, nicht noch mehr gealtert wären, als ich. Der Schmied, der damals am meisten lachte, arbeitet dort in seiner ärmlichen Hütte, und der Sohn des Richters, der damals, als ich heiratete, zu den Soldaten ging, bettelt jetzt als alter Abschiedler vor meinem Hause. Mich ehrt die ganze Welt. Es ist umsonst, von wem man etwas erwartet, den unterstützt

Jedermann, wie den vom Obst beschwerten Apfelbaum. Ich bin ein Herr; erst was noch kommen wird! Hierbei dachte er an Mariska und Ékesy, an die Stuhlrichterschaft und Vicegespanschaft, an den Titel und die auszulösenden adeligen Güter, an die Enkel der Enkelkinder. Er nahm in seiner Begeisterung gar nicht wahr, daß seine Pfeife längst ausgebrannt, und selbst der Rauch, den er aus den Munde blies, nur Einbildung war.

Mitten in seinen Gedanken zog eine Kutsche die Aufmerksamkeit unseres Müllers auf sich. Aus der ungleichen Schnelligkeit, womit dieselbe auf der Landstraße bald im raschen Laufe, bald langsam vorwärts kam, je nachdem der Kutscher die Schwäche seiner Pferde, oder jene Mahnrufe in Betracht zog, welche er von Zeit zu Zeit hinter seinem Rücken vernahm, ersah ein erfahrener Mann, wie der Müller es war, leicht, daß die Kutsche von einen Vorspann gezogen wurde; der Leibhusar am Bocke zeigte, daß im Wagen das edle Comitat sitze. Es waren zu gute Postverbindungen im Bezirke, als daß er hätte fürchten müssen, seine Pferde würden diesen Vorspann ablösen, deshalb verfolgte er ruhig, sogar mit wahrhaftem Vergnügen jede Bewegung der Kutsche. Paßte doch der Leibhusar und der Vorspann ohnehin gerade zu seinen jetzigen Träumereien. Einmal, und wer weiß wie bald wird auch Mariska mit Vorspann und einem Heiducken auf dem Bocke fahren.

Auf einmal verließ die Kutsche die Landstraße.

»Bei Gott, die fahren hierher. Ich weiß gar nicht wer es sein kann, vielleicht der Vicegespan selber! Du, Julis, Vikta,« rief der Müller. »Verdammte Mädchen,

am Ende sind sie alle in die Kirche gegangen, und wenn ein Gast kommt, findet man nicht einen Dienstboten im Hause. Vikta! Julis!« brüllte er von Neuem, bis endlich die Gerufenen erschienen.

»Habt Ihr wieder geschlafen! Hat man schon solche Schlafhauben gesehen?«

»Was soll man machen,« sagte Vikta übelgelaunt; »arbeiten kann man nicht, weil es der Hochwürdige verbietet, und tanzen darf man nicht, weil es Euch nicht gefällt.«

»Das bliebe noch übrig, Du Plappermaul! Wascht schnell die Gläser aus und bringt zwei Cylinder von dem vierunddreißiger Erlauer herauf, gleich rechts neben der Kellerthür. Der Vicegespan selber kommt.«

»Der ist's wirklich nicht,« sagte Julis verstimmt, die auf diese Nachricht mit großem Interesse zum Fenster hinaussah, »das ist ja nicht Miska, sondern Jancsi.«

»Natürlich ist's Jancsi,« rief Vikta munter. »Ich sehe auch schon seinen gewichsten Schnurrbart.«

»Richtig, es ist nur der Oberstuhlrichter,« sagte der Müller ruhiger; »also bringt nur von Miskolczer herauf, links neben der Kellerthür.«

»Und für Jancsi?« fragte Vikta.

»Dem kannst Du auch ein Glas Wein geben, aber nur hiesigen, verstehst Du?« Mit diesen Worten wollte der Müller schon den Dienstboten folgen, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß er dem Oberstuhlrichter bei der letzten Beamtenrestauration dreihundert Gulden geliehen hatte, von welchen er bis jetzt nichts als die Schrift darüber gesehen. Er beschloß daher seine Gäste in seinem Zimmer zu erwarten. Ruhig stellte er sich ans Fenster und ging ihnen

erst entgegen, nachdem sie unter dem Fenster vorbeigefahren waren, und der Wagen schon vor der Thür stand; er bedauerte, daß außer Jancsi und den Dienstboten Niemand mehr Zeuge war der Ungezwungenheit, mit der er als Müller den Oberstuhlrichter empfing.

»Grüß', Sie Gott, gnädiger Herr,« sprach er, kaum den Hut lüftend, während der Richter mit Jancsi's Hilfe aus dem Wagen stieg. »Guten Tag, Ékesy; führt den Wagen unter den Schuppen. — Belieben Sie hereinzuspazieren; kann ich vielleicht mit einem Glas Wein aufwarten?«

Mit diesen Worten geleitete der Müller, indem er die in die Küche führende Thür öffnete, seine Gäste ins Haus. Im ganzen Betragen des Oberstuhlrichters sah man etwas Feierliches. Ékesy räusperte sich in vielsagender Weise, und spuckte aus, als er ins Zimmer trat. Jancsy hatte, wie es schien, seinen neuesten Dolmány angezogen. »Du kannst doch von dem Erlauer heraufbringen,« flüsterte der Müller Vikta ins Ohr, und sodann ging er selbst hinein.

Anfangs drehte sich das Gespräch um allgemeine Dinge. Der Oberstuhlrichter erkundigte sich nach der Weinlese des Müllers, dieser nach der Gemalin des Oberstuhlrichters; aber nachdem Julis die zwei Flaschen Erlauer und die klingenden Gläser auf den Tisch gestellt, und sich entfernt hatte, und der Müller das erste Glas mit seinen Gästen leerte, begann das Gespräch eine ernstere Wendung zu nehmen.

»Ich wollte wetten,« sagte der Stuhlrichter, während er sein Glas auf den Tisch stellte, »Herr Farkas würde es nicht errathen, in welcher Angelegenheit wir zu ihm

kommen. Und unsere Sache ist doch wichtig, nicht wahr, mein Lieber?«

»Wahrlich wichtig,« lautete das Echo des Geschworenen.

»Ich weiß schon,« sagte der Müller übelgelaunt, »gewiß hat mich mein Nachbar wieder beim löblichen Comitat eingeklagt; aber er lügt, wenn er behauptet, daß mein Mühlwehr das Wasser auf seine Wiese drängt. Das Wehr ist nicht um ein Haarbreit höher, als der gnädiger Herr mit dem Ingenieur es ausgemessen.«

»Hier ist nicht die Rede von Wasser, Herr Farkas, sondern von Feuer. Keine Eingabe bringt uns hierher, sondern wir wollen hier die Eingabe, oder Angabe, oder Uebergabe finden. Was aber den Damm anbelangt, so bin ich deshalb gekommen, um alle Dämme auszugleichen; nicht wahr, mein Lieber?«

Der Müller wußte noch nicht, woran er sei, da er aber bemerkte, daß der Oberstuhlrichter spaße, so lachte er. Ékesy's Gelächter erscholl bis hinaus. Der Oberstuhlrichter Bogasy, der nebst anderen Eigenschaften, auch die des besten Tischredners der Gegend besaß, blieb ruhig. Die allgemeine Anerkennung, die ihm jetzt wie immer zu Theil wurde, bewog ihn nur, daß er, sein Glas ruhig leerend, dasselbe neuerdings anfüllte.

»Ich verstehe die Anspielungen des gnädigen Herrn nicht,« sagte der Müller wohlgemuth.

»Ich glaub's, mein Freund,« sagte der Stuhlrichter. »Wir verheiratete Männer und Witwer begreifen den Eifer nicht, mit welchem so ein lediger Mensch sich seiner Freiheit zu entledigen sucht, und Einen auffordert, sein

Brautwerber zu sein; aber es gab eine Zeit, wo auch wir jung waren, wo auch wir glaubten, daß die Freude, so wie die Papierdrachen der Schulkinder, nur dann hoch fliegt, wenn man sie bindet. Trinken wir ein Glas Wein zur Erinnerung an jene schönen dummen Zeiten.«

Farkas verstand jetzt schon die Anspielung des Stuhlrichters vollkommen; und hätte er dem ersten Eindruck gefolgt, er wäre der ganzen Kreisgerichtsbarkeit um den Hals gefallen, und hätte Mariska verlobt, noch bevor man sie gefragt. Aber so wie ein Schiff, welches Ballast genug führt, so schnellt ein Mensch auch nicht so leicht empor, der die Taschen voll hat. Während er sein Glas leerte, gewann er seine Ruhe wieder, und bemerkte blos, daß der Herr Oberstuhlrichter außerordentlich guter Laune sein müsse.

»Man will unsere Anspielungen nicht verstehen, wir müssen offen sprechen, mein Lieber,« sagte der Oberstuhlrichter schmunzelnd zu seinem Geschwornen. »Ich sage es daher ohne Floskeln und Hin- und Herdrehen gerade heraus, daß ich mit meinem lieben Freund Ékesy als Brautwerber in das Haus des wohlgebornen Herrn gekommen bin.«

Bogasy wurde im Comitate für einen großen Redner gehalten. Er konnte eine halbe Stunde fort sprechen, ohne seinen Gegenstand erschöpft zu haben, und wenn man wollte, so leerte er auf's Wohlsein zehn Gläser in einem Zug, aber niemals hatte eine Rede besser auf die Zuhörer gewirkt, wie die einfachen Worte, die er dem Müller sagte. — Die Idee, die er einst in einsamen Stunden wie eine eitle Phantasie seufzend von sich weisen mußte, die

Hoffnung, welche, seitdem Ékesy sein Haus besuchte, von Tag zu Tage wuchs, aber bis jetzt immer nur eine ungewisse Hoffnung geblieben, ging jetzt in Erfüllung. Seine Tochter wird eine gnädige Frau; das ist jetzt schon eine vollendete Thatsache, was auch der Hochwürdige, die Nachbarn, der Grundherr, das ganze Comitat sagen mögen. Es war eine abgemachte Sache, welche man nicht mehr wegdisputiren konnte, daß der Oberstuhlrichter selbst seine Tochter für Ékesy zur Braut verlangte.

Hätte statt Ékesy der Geschworne des benachbarten Bezirks um seine Tochter angehalten, er hätte sich auch dann für den ersten Moment eben so glücklich gefühlt. Und war Ékesy nicht ein junger Bursche, war er nicht ein prächtiger Bursche? Wenn man ihn in seinem knopfreichen Dolmány, mit dem spitzen Hute, mit der spitzbeschlagenen Meerschaumpfeife sah, — und wer hätte ihn je anders sehen können — war man nicht gezwungen einzugestehen, daß es im ganzen Comitate keinen prächtigeren Burschen gebe? Sein hoher Wuchs, die dünnen Gliedmaßen, die spitze Nase, der dünngewichste Schnurrbart, das inmitten seines Kopfes auf einen spitzen Busch zusammengekämmte Haar, die ganze magere Gestalt schien gleichsam dazu geschaffen, sich in die Herzen der Mädchen einzubohren. Seine scharfe Stimme klang siegreich durch das Meer des Cortes-Lärmens, warum sollte sie am Ende nicht auch in Mariska's Herz Eingang finden? Herr Farkas, der, indem er seinen eigenen Wünschen folgte, zugleich seine höchste Pflicht zu erfüllen glaubte, fühlte sich glücklich, aber er war ein viel zu erfahrener Mensch, als daß er seine inneren Gefühle vor Denjenigen verrathen hätte, die von

ihm etwas verlangten. Nachdem er seine erste Aufregung mit einem Glas Erlauer beruhigt hatte, bemerkte er blos mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, Mariska sei noch jung, und es würde Niemand glauben, welches Glück sie schon bisher hätte machen können. »Es ist wahr,« fügte er hinzu, »das Mädchen ist hübsch, und da ich mein ganzes Habe ihr hinterlasse, so wird der heute oder morgen nicht schlecht stehen, der sie nimmt. Das Gut, welches ich in Sajógát als Pfandgut habe, und mein Haus in der Stadt und meine Weingärten übergebe ich gleich meinem Schwiegersohne; Gott sei gelobt, er hat mir so viel gegeben, daß mir noch genug bleibt, wenn ich auch gebe.«

Ékesy athmete bei diesen letzten Worten tief auf und spuckte wieder aus; der Oberstuhlrichter, an seinem Sieg nicht zweifelnd, setzte den Sturm sicher fort. »Gerade weil das Fräulein jung ist, halten wir um sie an,« sagte er lachend; »wenn sie alt wäre, so wollten wir sie auch nicht, nicht wahr, mein Lieber? Und was das Glück anbelangt, so steht Herr Farkas so hoch in der Achtung Aller, daß ohne Zweifel Viele sich nach der Hand des Fräuleins Mariska sehnen.« Der Müller wurde vor Freude beinahe verwirrt, als man seine Tochter Fräulein nannte, und er hörte, in welcher Achtung er beim Comitate stehe. »Aber,« setzte der Oberstuhlrichter mit gehobener Stimme hinzu, »was das Glück anbelangt, Herr Farkas, das wahre Glück, bei welchem wir natürlicherweise nicht nur auf den gegenwärtigen Augenblick, sondern auch auf die Zukunft schauen müssen, so kann, nehmt es nicht für ungut, mein Freund, eure Tochter auf kein größeres Glück rechnen, als mit Ékesy. Ich sage es nicht, weil er mein guter Freund ist. Ich habe

sehr viel gute Freunde, und ich weiß gegen sie gerecht zu sein, — aber es ist keiner unter unseren Geschwornen, dem eine schönere Zukunft bevorsteht. Daß er bei der nächsten Beamtenrestauration Stuhlrichter wird, ist schon jetzt eine abgemachte Sache, und was hindert ihn dann beim Avancement? Ich nicht! Ich wahrlich nicht, Herr Farkas; wenn davon die Rede sein wird, daß er anstatt meiner Oberstuhlrichter sein soll, so räume ich ihm gerne meinen Platz ein. Wenn davon die Rede ist, ob er oder ich Stuhlrichter sein soll, so trete ich zurück; erinnert Euch einst daran, Herr Farkas, ich trete zurück.«

Der Oberstuhlrichter sprach so gefühlvoll, daß der Müller, auf den der Erlauer Wein auch nicht ohne Wirkung geblieben, sich die Augen abwischte, während Ékesy, mit großer Entschlossenheit wieder ausspuckend, schwor, daß er es wahrhaftig nicht um alle Schätze der Welt thue, daß den das Donnerwetter erschlage, der nur an so was zu denken wage, daß im Sajóháter Bezirk ein Anderer Stuhlrichter sein solle, als Herr Bogasy.

»Ich weiß, mein Bester,« sagte derselbe sanft, »ich kenne dein Herz; aber am Ende hängt es auch nicht von Dir ab, und das Comitat hat auch noch mehr Bezirke. Ich wollte nur sagen, daß Du früher oder später Oberstuhlrichter wirst. Glaubet mir, Herr Farkas, besonders wenn er mit seiner Frau etwas Vermögen erhält, und seine Ahnengüter auslösen kann, so kann er zuletzt noch Vicegespan werden; dann kann er's weiß Gott noch wie weit bringen. Wenn ich eine Tochter hätte, d. h. eine heiratsfähige Tochter, ich würde mir nie einen besseren Schwiegersohn wünschen.«

»Habe ich denn auch nur mit einem Wort gesagt, daß ich mir einen besseren wünsche?« sagte der Müller, der seine Gefühle bereits nicht verbergen konnte. »Hier meine Hand. Meine Mariska wird Ékesy's Frau. Was aber das Gut und die Weingärten betrifft, so ist mein Wort ein Manneswort.«

»Nun, was habe ich gesagt,« sagte der Oberstuhlrichter, die Hände zusammenschlagend; »habe ich Dir's nicht gesagt, daß, wenn ich meinen alten, lieben guten Freund bitte, er's nicht abschlagen wird? Habe ich's nicht gesagt, mein Bester? Falle ihm um den Hals, und bedanke Dich für die Herzlichkeit deines zukünftigen Schwiegervaters.«

Der Geschworne, der bis jetzt die Leitung der ganzen Sache seinem Oberstuhlrichter anvertraut, und nur dadurch sein außerordentliches Interesse gezeigt, daß er sich auf seinen ausgespreizten Beinen schneller schaukelte, als es bei Verhören seine Gewohnheit war, und daß er sich den Schnurrbart noch spitziger aufwichste und noch öfter und mit noch größerer Entschiedenheit ausspuckte, fiel auf diese Aufforderung dem Müller um den Hals, küßte dessen rechte und linke Wange, und stattete ihm mit scharfer Stimme, in gewohnter Eloquenz, deren anerkanntes Verdienst es war, daß Niemand schneller sprechen konnte, seinen Dank ab.

Nachdem ich mit dem Herrn Oberstuhlrichter Bogasy übereinstimme, auch glaube, daß das, was Herr Farkas bei Ékesy's Worten empfand, nur ein Vater klar auffassen könne, und auch der nur, wenn von seiner eigenen Tochter die Rede ist, so übergehe ich die Dankrede des Geschworenen, so wie auch die zierliche Gratulation, in welcher der Ober-

stuhlrichter Ékesy und Mariska so viel Glück prophezeite, daß es selbst dem Geschworenen zu viel wurde, der indeß, sein Glas in der Hand haltend, zu gleicher Zeit sich zu lachen bemühte.

Sie leerten ihre Gläser, und Herr Farkas wollte eine neue Flasche Wein aus dem Keller holen lassen. Indessen fragte der Oberstuhlrichter nach dem Fräulein, und Ékesy bemerkte bald, daß Mariska sich nähere.

»Also rufe sie herein, mein Lieber, damit ich auch ihr deine Bitte vorbringe,« sagte der Oberstuhlrichter, »denn so bringt es die Form der Sache mit sich.«

»Ich werde sie schon hereinrufen,« sagte der Wirth, und eine Minute darauf stand Mariska vor den Brautwerbern.

Der Oberstuhlrichter trug sein Anliegen in der Weise eines in solchen Dingen bewanderten Mannes in geschnörkelten Worten vor. Ékesy schnitt, während er seinem Fürsprecher zuhörte, die süßesten Gesichter.

»Und was sagt das Fräulein hierzu?« so endete der Oberstuhlrichter.

»Was spöttelt der gnädige Herr,« sagte Mariska, und an ihrer zitternden Stimme war ihre innere Aufregung bemerkbar; »ich bin kein Fräulein.«

»Das habe ich nicht gefragt, mein Täubchen,« sprach neckend der Oberstuhlrichter; »antworten Sie mir nur rund auf meine Frage, mit Abschweifungen, Zweideutigkeiten und Schweigen richten Sie bei uns nichts aus.«

Maris warf, bevor sie antwortete, einen zweifelnden Blick auf ihren Vater; dieser aber, überzeugt, daß seine Tochter nicht gegen seinen Willen zu sprechen wage, be-

lächelte so wohlgemuth die Worte des Oberstuhlrichters, daß das Mädchen ihren Muth wieder gewann.

»Wenn die gnädigen Herren wollen, daß ich meine Meinung rund heraussage,« sprach sie entschlossen, »so sage ich, daß ich Herrn Ékesy nicht mag, und daß es sehr Schade war, den Herrn Oberstuhlrichter herzubemühen, da er längst meine Absicht kennt.«

Ékesy lächelte nur auf diese Worte, und der Oberstuhlrichter begann zu lachen. »Warum betrüben Sie denn meinen armen Freund? Warum stellen Sie sich so, mein Kind, als ob Sie ihn wirklich nicht leiden könnten?«

»Ich mag ihn auch wirklich nicht,« sagte Maris, der sich, besonders als sie das erzwungene Lächeln Ékesy's sah, in ihrem Zorn die Thränen in die Augen drängten, »ich habe ihn auch niemals leiden mögen.«

»Bei Gott! Wie schön können Sie zürnen, mein Schatz,« sagte der Oberstuhlrichter, dessen gute Laune sich mit dem Zorne Mariska's zu steigern schien. »Es ist wahrhaftig ein Glück, daß ich verheiratet bin, sonst würde ich mich noch selbst in Sie verlieben. Und wie ernst sie spricht, man könnte glauben, daß sie meinen armen Freund haßt, während —«

Die Art und Weise, wie der Oberstuhlrichter die ganze Sache aufnahm, besänftigte den Zorn des Müllers, der sonst das entschlossene Auftreten seiner Tochter nicht so wohlgelaunt aufgenommen hätte; aber eben das schmerzte Mariska am meisten. Ihre Brust beengte sich zum Zerspringen, und wenn sie herumblickte, so fand sie statt Theilnahme nicht einmal einen ernsten Widerstand, dem sie hätte entgegentreten können.

»Wie sollte ich ihn nicht hassen,« sprach das Mädchen

in höchster Aufregung, einen verachtenden Blick auf Ékesy werfend; »da er ein so schlechter, niederträchtiger, lügenhafter Mensch ist, und dem gnädigen Herrn gewiß erzählt hat, daß ich ihn liebe; und ich habe ihm's doch zehnmal gesagt, daß ein Anderer mein Herz und mein Wort besitzt; hier auf derselben Stelle habe ich es ihm gesagt.«

»Davon müßte ich denn doch auch etwas wissen,« sagte der Müller, der ein ferneres Schweigen mit seinem Ansehen nicht für vereinbar hielt.

»Es geschah auch nicht ohne Wissen meines Herrn Vaters,« sagte Maris erstaunt. »Habt Ihr vielleicht nicht hundertmal gesagt, daß, wenn Lajos von der Wanderschaft zurückkehrt, ich seine Frau werde?«

»Den Teufel auch habe ich solche Dummheiten gesagt,« indem er seine Verlegenheit durch Zorn vertreiben wollte, »oder, wenn ich es gesagt habe, so habe ich es im Scherz gesagt; oder hat man in aller Förmlichkeit um Dich angehalten, war Verlobung, Ringwechseln? Nun wirklich, ich werde Dich nicht einem hergelaufenen Vagabunden, einem Menschen zur Frau geben, den ich aus bloßer Gnade bei mir habe auslernen lassen.«

»Also von dem blonden Müllerburschen spricht sie?« fragte der Oberstuhlrichter gutgelaunt; »von dem Sohn jenes rappelköpfigen Schulmeisters, den man den blonden Zigeuner genannt hat? Nun das ist gut, das ist denn doch eine Capitalidee.« Und der Oberstuhlrichter lachte so hell auf über diese Idee, daß endlich auch der Müller zu lachen begann; und als jener ihm in's Ohr raunte, daß es am besten sein werde, die Liebesleute allein zu lassen, ging er gleichfalls lachend mit dem Oberstuhlrichter aus dem

Zimmer. Woraus aber keineswegs folgt, daß Herr Farkas sich innerlich nicht ärgerte. Gar bald machte er seinem Aerger in Flüchen Luft; er wolle, drohte er, das schlechte Mädchen schon gehorchen lehren.

»Kehrt Euch gar nicht daran, Herr Farkas,« sagte der Oberstuhlrichter wohlgemuth; »sie wird schon von selber zahm. Was sie jetzt auch immer spricht, bei der Trauung wird sie doch »Ja« sagen. Man muß nur sein Phlegma nicht verlieren. Aber, wie es scheint, hat es Ékesy nicht weit gebracht,« sagte er, da er seinen Geschwornen vom Hause herkommen sah. »Nun, mein Lieber, das hast Du doch schnell beendet.«

»Mariska ist übelgelaunt,« erwiederte dieser, sich gleichfalls zum Lachen zwingend, während dessen man jedoch seinen innern Zorn bemerkte. »Sie war mit Scheltworten außerordentlich freigebig, und als ich, sie bei der Hand ergreifend, sie beruhigen wollte, riß sie sich los und lief fort. Alles wegen jenes verdammten Müllergesellen, — aber wenn der mir einmal in die Hände fällt!«

»Spaß, mein Lieber, lauter Spaß,« sagte der Oberstuhlrichter. »Selbst wenn sie Dir statt Scheltworte etwas Anderes gegeben hätte, müßte man doch nur lachen. Wir haben das Wort des Herrn Farkas, alles Uebrige ist Spaß.«

»Ich will ihr schon zeigen, wer Herr im Hause ist,« sagte der Müller.

»Seien Sie nicht ungehalten darüber, werther Freund. Von einem rechtschaffenen Mädchen kann man auch nichts Anderes erwarten. Sie kann doch nicht gleich ja sagen, wenn man um sie anhält. Die Eine erröthet, die Andere reißt

sich los, wenn man sie anrührt, und läuft weg, eine Dritte vertheidigt sich vielleicht gar mit der Hand. Eine ist sanfter, die Andere feuriger, aber am Ende ergibt sich doch Jede. So ein Mädchen, mein Bester, ist wie ein honigmäuliges Bienchen. Sie sticht, wenn man sie anrührt, aber nur einmal — dann verliert sie ihren Stachel.«

Dieser schöne Vergleich, den der Oberstuhlrichter in verschiedenen Formen einigemal wiederholte, damit er der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nicht entgehe, beruhigte auch den Müller vollkommen. Die ganze Gesellschaft kehrte wohlgemuth in die Stube zurück, und bei den aufs neue gefüllten Flaschen vergaßen sie alles Andere.

Die Unterhaltung dauerte bis tief in die Nacht hinein, ein Glas nach dem andern, eine Flasche nach der andern wurde geleert, Scherz folgte auf Scherz. Sie tranken einander zu, reichten einander die Hände und umarmten einander. Der Geschworne erklärte seinen Stuhlrichter, dieser den Geschwornen, alle Beide den Müller, der Müller wieder die Beiden für die bravsten Menschen, — und sie hielten sich vielleicht auch dafür, mit einem Wort, in drei Comitaten unterhielt sich an dem Abend Niemand besser, als der Müller und seine Gäste.

Es geschah, daß, wie sie öfter alle Drei zugleich sprachen, sie wieder plötzlich zugleich schwiegen, und da schien es dem Müller, als ob er schluchzen hörte.

»Nun, wie sie in ihrer Wuth weint,« sagte er mit schwerer Zunge; »aber auch das Bienchen sticht und — wie habt Ihr's doch gesagt, gnädiger Herr?«

»Dann verliert sie den Stachel,« ergänzte der Oberstuhlrichter.

»Alles das ist nur,« sagte wieder der Müller, »weil sie den nichtsnutzigen blonden Zigeuner liebt. Er ist ein Bettler, auch sein Vater ist wirklich ein Bettler, und dennoch liebt sie ihn.«

»Spaß,« sagte beruhigend der Oberstuhlrichter, »wahrhaftig ein Spaß!«

»Nicht wahr? Ich sage es auch,« sagte der Müller. »Was können wir dafür, daß es sie so schmerzlich berührt?«

»Das ist nur für sie schlimm,« bemerkte mit großer Philosophie der Geschworne, während er die Gläser auf's Neue füllte. »Trinken wir auf ihre Gesundheit.«

Und sie tranken, und lärmten und lachten. Es ist arg für Mariska, daß sie's so schwer nimmt! Warum sollten deshalb Andere nicht lustig sein?

III.

Der Müller und seine Gäste schliefen noch, und der Tag begann kaum zu dämmern, als sich Mariska am andern Tage in den kleinen Nachen setzte, und über die Sajó fuhr. Es war ein kalter Herbstmorgen. Ein dichter Nebel breitete sich über den Fluß, und durch denselben glänzte nur ein Fenster der Pfarrerswohnung. Dahin trieb sie ihren Kahn. Wer anders hätte ihr in ihrem schweren Leide helfen können, als der, der sie und Lajos auferzogen?

Als Maris in das Zimmer des Pfarrers trat, und dieser ihr durch die schlaflose Nacht gebleichtes Antlitz sah, glaubte er im ersten Augenblicke, es sei dem Müller etwas Leides widerfahren; als er dann den Grund dieses unerwarteten Besuches erfuhr, tröstete er das Mädchen mit

so sanften Worten, und versprach ihr so sicher, noch heute mit ihrem Vater zu sprechen, daß Maris sich ganz beruhigt fühlte.

»Vielleicht ist das Ganze wirklich nur Spaß,« sagte er, »sonst hätte doch dein Vater nicht gelacht. Und wenn sie wirklich um Dich anhielten, und dein Vater auch gesagt hat, daß er keine Einwendung dagegen habe, glaubst Du denn, daß er Dich deshalb unglücklich machen würde? Gewiß weiß er nicht, wie sehr Du Lajos liebst; und er glaubt, daß Du mit Ékesy, der Edelmann und Beamter ist, glücklicher sein könntest; aber welcher Vater würde deshalb sein Kind seiner eigenen Laune aufopfern?«

Mariska hatte bisher so glückliche Tage verlebt, sie hatte es für so unwahrscheinlich gehalten, daß sie je unglücklich sein könnte, daß sie sich durch den Pfarrer vollkommen getröstet fühlte. Sie wischte sich die Thränen ab, dankte dem Hochwürdigen im vorhinein für seine Vermittelung, und fuhr mit erleichtertem Herzen wieder über die Sajó. Auch hier begann sich schon der Nebel zu zertheilen, und als sie, nach Hause kommend, Alles ruhig fand, war sie überzeugt, daß man ihre Entfernung nicht bemerkt habe. Sie konnte kaum begreifen, weshalb sie denn so bange sei. Hatte ihr ihr Vater nicht oft genug gesagt, daß er sie mehr liebe als sein Augenlicht, that er ihr nicht Alles zu Gefallen, wie sollte er sie jetzt unglücklich machen? — Das Ganze war Spaß, der Hochwürdige hat Recht, wie hätte mein Vater sonst lachen können, da er mich weinen sah!

Der hochwürdige Herr war indeß bei Weitem nicht so sehr von dem Erfolge seiner Vermittelung überzeugt, als er zur Beruhigung Mariska's gesagt hatte. Auf keinem

Pferde sitzt man so fest wie auf einem Steckenpferde, und der Müller gehörte zu jenen Individuen, die in dieser Gattung der Reitkunst am ausgezeichnetsten sind. Je beschränkter sein Ideenkreis war, je mehr er sich in seine eigenen Gedanken hineinlebte, desto unerschütterlicher war er in seiner Ueberzeugung. Er gehörte zu Jenen, die Jahre lang die Antwort auswendig wissen, welche sie auf gewisse Fragen geben werden, und mit denen es eben deshalb fruchtlos ist, zu reden. Ehrgeiz war die leitende Idee seines ganzen Lebens, von jenem Augenblicke an, wo er als Müllerbursche die verwitwete Müllerin, die seine Mutter hätte sein können, zur Frau nahm; und aus Ehrgeiz hatte er sich immerfort geplagt. Ist irgend ein Vernunftschluß im Stande Jemand zum Aufgeben einer fixen Idee oder seiner Leidenschaften zu bewegen? »Aber ich werde auch nicht mit Gründen auftreten,« tröstete sich der Hochwürdige, »ich will nur zu seinem Herzen sprechen. Und wenn er auch der halsstarrigste Mensch ist, es ist unmöglich, daß er sein Kind seinen fixen Ideen aufopfere.« Und durch diese Ueberzeugung fühlte er sich so sicher, daß er, als er Nachmittags in die Mühle hinüberging, sich nur darüber den Kopf zerbrach, wie er die Sache zur Sprache bringen solle.

Kaum trat er aus dem Kahn, als der Müller, der ihn jenseits einsteigen gesehen, und von der Mühle ihm entgegengekommen war, ihn mit der Frage empfing, ob er nichts Neues wisse? Und die Antwort gar nicht erwartend, erzählte er selbst das gestern Geschehene.

»Das ist schon eine große Sache,« sagte der Hochwürdige, »eine große Sache, Herr Farkas.«

»Ja, eine große Sache, nicht wahr? Wer hätte es geglaubt, daß Mariska so schnell eine gnädige Frau, vielleicht Vicegespanin wird. Ékesy kann's weit bringen, wenn man ihn mit Geld unterstützt.«

»Aber was sagt denn Mariska hierzu?« fragte der Geistliche in möglichst unschuldigem Tone.

»Nun, das Fräulein,« erzählte spöttelnd der Müller, »sagt, daß sie den Geschwornen nicht mag.«

»Wie mir scheint, Herr Farkas, ist Euch die Meinung eurer Tochter in dieser Sache doch nicht gleichgiltig,« sagte der Geistliche, der während dieses Gespräches in das Zimmer des Müllers getreten war, und Hut und Stock auf den Tisch gelegt hatte, und wie sehr er auch innerlich aufgeregt war, sich ruhig niedersetzte.

»Das bliebe noch übrig,« sagte zornig der Müller. »Ich befehle, und das Mädchen muß gehorchen. Wir wollen sehen, wer Herr im Hause ist!«

»Hier ist nicht von der Herrschaft die Rede, sondern vom Glück eures einzigen Kindes,« versetzte ruhig der Pfarrer.

Sobald der Müller bemerkte, daß der Geistliche die Sache im andern Lichte sieht, begann er darüber ungehalten zu sein. Jetzt, als er sah, daß Jemand seinen Beschluß anzutasten wage, wurde er auf einmal zum Zorne entflammt.

»Vom Glück meines Kindes!« schrie er. »Also doch vom Glück meines Kindes, das ich erzogen habe, kein Anderer, das ich erhalten, und kein Anderer, die nur von mir etwas auf der Welt zu erwarten hat, und von keinem Andern, und um die sich außer mir Niemand zu kümmern braucht.«

»Ihr täuscht Euch, Herr Farkas,« erwiederte ernst

der Pfarrer. »Wenn ich das freundschaftliche Verhältniß, in dem wir stehen, unerwähnt lasse, aber meine Pflicht als Geistlicher —«

»Das ist schon was Anderes,« sagte der Müller beruhigt; »wenn es die Pflicht des hochwürdigen Herrn ist, dann habt Ihr ein Recht zu sprechen. Ihr könnt Euch in der geistlichen Sitzung auf mich berufen, ich will Zeugenschaft ablegen, daß Ihr Alles gesagt habt. Den hochwürdigen Herrn kann man zur Verantwortung ziehen; mir aber befiehlt man nicht. Ich gebe der Kirche mehr als wer immer; aber ich will Herr in meinem Hause sein. In solchen Sachen befiehlt mir nicht einmal das Comitat. Die ganze Gegend kennt mich, mein Wort ist so viel wie die heilige Schrift. Ich habe Ékesy meine Tochter versprochen, sie wird Frau von Ékesy, und damit Punctum, wenn sich auch die ganze Welt auf den Kopf stellt.«

Der Pfarrer sagte Alles, was seiner Meinung nach auf das Herz des Müllers wirken mochte, und dieser hörte ihm ruhig genug zu, ausgenommen, als er ihn an sein, den Zátonyi'schen gegebenes Versprechen erinnerte. Hier, da er von der Gerechtigkeit seiner Sache nicht ganz überzeugt war, unterbrach er ihn heftig.

»Zátonyi's?« schrie er zornig; »bin ich nicht ihrer Armuth gemäß gut genug mit ihnen verfahren? Habe ich dem Schulmeister nicht hundert Gulden geborgt, als er in's Dorf kam, die er mir erst im zweiten Jahre zurückzahlte? Habe ich nicht seinen Sohn bei mir gehalten, und ihn das Handwerk gelehrt? Und ich sage nicht, daß ich nicht noch mehr für ihn thun werde,« setzte er ruhiger hinzu. »Wenn er zurückkommt, so gebe ich ihm zwei- oder dreihundert

Gulden, damit er eine Mühle pachten könne. Wenn sie mich aber ärgern, so sieht er keinen Heller von mir, bei Gott, keinen Heller!«

»Und euer gegebenes Wort?« fragte der Hochwürdige. »Ihr habt gesagt, Herr Nachbar, daß euer Wort so heilig ist wie die heilige Schrift. Was werden die Leute dazu sagen?«

»Was für Leute,« sagte der Müller, und die Stirnadern schwollen ihm, daß man fürchten konnte, es werde ihm was Leides widerfahren; »die Bauern? Ich möchte den sehen, der von mir zu sprechen wagt. Nennt nicht das ganze Dorf Zátonyi den blonden Zigeuner? Und ich soll ihm meine Tochter geben? Als ich ihm Maris versprach, wußte ich noch nicht, daß man ihn den blonden Zigeuner nennt, und ich dachte auch nicht,« fügte er hinzu, »daß ein solches Glück meiner Tochter harrt; Ékesy kann, wie der Herr Oberstuhlrichter sagt, es noch weit bringen; aus einem Edelmann kann in Ungarn Alles werden.«

»Und deshalb würdet Ihr, Herr Nachbar, das Glück eures einzigen Kindes aufopfern?« sagte der Geistliche traurig, da er zu fühlen begann, daß sein Reden unnütz sei.

Der Müller lachte.

»Wir werden schon sehen, wenn man sie gnädige Frau nennen wird, und die Herren vom Comitate zu ihrer Hochzeit kommen, denn sie werden Alle kommen, eine solche Hochzeit, wie ich sie machen werde, war noch nicht in der Gegend; wir werden sehen, was sie dann sagen wird. Sie wird weinen, ja. Denn die Mädchen weinen ja immer bei der Copulation; vielleicht wird sie auch klagen, aber am Ende wird Niemand glücklicher sein als sie. Gibt

es denn ein größeres Glück auf der Welt, als wenn die ganze Welt vor einem den Hut abzieht?«

»Das kann für Euch, Herr Nachbar, ein Glück sein,« sagte der Pfarrer, »aber eure Tochter sucht, wie so viele Andere, ihr Glück in etwas Anderem.«

»Weil sie die Welt nicht kennt,« fiel ihm der Müller ins Wort. »Ich habe oft sprechen gehört von Leuten, die kein Vermögen wollen, und denen es gleichgiltig ist, ob sie auf dem ersten oder letzten Platz stehen; der hochwürdige Herr predigt es selber, daß ein Christ so sein müsse; möglich, daß es solche Menschen irgendwo gibt, aber ich habe noch keine gesehen, und deshalb glaube ich immer nur, Jedermann freut sich über Vermögen und Titel. Es gibt auch sonst kein Glück auf der Welt. Gott hat alle Menschen aus demselben Staube gemacht, daher kann auch ihr Geschmack nicht so sehr verschieden sein.«

»Jede Sache erhält ihren Werth durch den Gedanken, welchen wir mit derselben verknüpfen,« sagte der Pfarrer.

»Das ist auch nur so eine Redensart,« erwiederte der Müller, »bloße Redensart. Ein Mensch ist so wie der andere. Mir redet der hochwürdige Herr umsonst. Ich kenne die Welt, und weiß am besten, wie ich meine Tochter glücklicher machen kann, als ich war. Der hochwürdige Herr hat gewiß auch geglaubt, daß ich glücklich sei, hat es ja die ganze Gegend geglaubt, aber jetzt gestehe ich's ein, daß ich es niemals war! Wer nicht adelig ist, kann auch nicht glücklich sein auf der Welt. Von Jahr zu Jahr wuchs mein Vermögen. Man beneidete mich um mein Geld, und es verkehrten genug Herren in meinem Hause, deren

Schuldscheine ich vorzeigen könnte, und die mir fast bis in den Staub unterthänig waren. Man beneidete mich um mein Geld, aber bei der Beamtenwahl, oder wenn man aus dem benachbarten Dorf die Adeligen zur Sitzung führte, da fühlte ich, daß ich nur ein Bauer sei. Wenn mein Schwiegersohn Stuhlrichter sein wird, so wird man auch mit mir anders reden; und daß er's wird, dafür stehe ich gut. Und wenn sich auch die ganze Welt auf den Kopf stellt, so halten wir im nächsten Frühjahr die Hochzeit.«

Der Pfarrer kannte die Menschen viel zu gut, als daß er auch weiter disputirt hätte, da jedes seiner Worte die Halsstarrigkeit des Müllers nur noch steigerte. Er stand daher auf, und bereitete sich zum Gehen.

»Ich hoffe doch, wir bleiben deshalb die Alten, wenn ich auch bezüglich meiner Tochter meinem Willen folge,« sagte der Müller.

»Ich habe nur in eurem Interesse, Herr Nachbar, gesprochen. Ich weiß, daß Ihr eure Tochter liebt und —«

»Das ganze ist nur Spaß,« fiel ihm der Müller ins Wort, »nur Spaß; der Oberstuhlrichter hat's auch gesagt. Maris ist ein feuriges Mädchen, und ärgert sich einige Tage. Man muß sich darum gar nicht kümmern. Auch die Biene sticht, wenn man sie anrührt, aber eben auf diese Weise verliert sie ihren Stachel.«

»Der Herr Oberstuhlrichter hat diesmal einen schlechten Vergleich gewählt,« sagte der Pfarrer traurig; »die Biene verliert dabei nicht nur den Stachel.«

»Spaß! Bis man Ékesy's Haus restaurirt — auch dazu habe ich das Geld hergegeben — und wir die

Hochzeit abhalten, ändert Mariska dreimal ihre Gedanken.«

Das war der einzige Trost, den der Pfarrer mit sich nehmen konnte.

Wie viel kann in einem halben Jahre geschehen, wie oft kann ihr Vater seine Vorsätze ändern, damit tröstete er Maris, und endlich wurde auch das Mädchen ruhiger für einige Zeit und begann zu hoffen. Hatte sie doch die Hoffnung so nöthig!

Nur Zátonyi's blieben untröstlich. Sie hatten ihre letzte Lebenshoffnung verloren, und es geschah das erste Mal, daß die Eintracht, welche so viel Jahre und Widerwärtigkeiten hindurch zwischen den Eheleuten geherrscht, getrübt wurde. Die Schulmeisterin schrieb alles der Geige zu, und wenn sie sich auch hundertmal vorgenommen, diese ihre Ueberzeugung, die ihren Mann kränkte, nicht mehr zu erwähnen, so kam sie doch, so oft sie von ihrem Sohne sprach, darauf zurück: daß, wenn ihr Sohn nicht musicirte, Niemand ihn »den blonden Zigeuner« nennen würde, und auch der Müller keinen Vorwand hätte, sein Wort zurückzuziehen. Zátonyi dagegen suchte die Ursache des ganzen Unglücks in seiner eigenen Schwäche. — »Wenn ich meiner Frau nicht folge, und meinen Sohn zu dem erziehe, wozu er berufen war, so könnte er jetzt glücklich sein,« so sprach er öfter. »Mein Lajos hätte sich als Künstler einen großen Namen verschafft, und jetzt! — Man hat gesagt, in je bescheidenere Kreise ich meinen Sohn stelle, desto sicherer ist seine Zukunft; je höher man steht, desto tiefer kann man fallen. Aber das Alles ist Albernheit, wir können nicht glücklich werden, wenn wir uns erniedrigen, sondern

nur wenn wir den Stand behaupten, zu dem wir geboren sind. Und meinen Sohn hat Gott selbst zum Künstler geschaffen.«

Innerlich wälzte ein Theil auf den andern die ganze Schuld an dem Unglück; so geschah es, daß dieser Schlag, der den Schulmeister wie seine Frau gleichmäßig traf, sie gerade damals von einander entfernte, wo sie sich gegenseitig am nothwendigsten brauchten. Ein Jedes sollte die ganze Last des Harmes für sich allein tragen.

IV.

Der Herbst verging, und nach ihm der Winter, ohne daß sich etwas in der Lage jener Personen verändert hätte, deren einfache Geschichte ich schreibe; mit Ausnahme dessen, daß der Schulmeister und seine Familie, gegen welche man, wie gesagt, früher Antipathie gezeigt, jetzt auf einmal allgemein geachtet dastanden. Der Müller und der Bezirksgeschworne waren zu mächtig, als daß Jemand dieselben ins Angesicht zu beleidigen gewagt hätte, aber desto mehr schalt man auf sie, wenn man unter sich war, und wo nur Sajógáter — besonders die Frauen des Dorfes — zusammenkamen, sprach man überall nur von der Aufgeblasenheit des Müllers und von dem Bettelbeamten, der nur Mariska's Vermögen wolle. Jedermann bedauerte die Zátonyi'schen, und jeder war bestrebt, ihnen seine Theilnahme zu beweisen.

Der Müller bemerkte dies Alles, aber er kümmerte sich nicht darum. Seitdem der Oberstuhlrichter und die Subalternbeamten des Comitates alltäglich bei ihm verkehrten, war

er von seiner Eitelkeit so geblendet, daß es ihn nicht einmal kümmerte, daß der Erlauer denn doch zur Neige ging. Er hielt sich für eine wichtige Person im Comitate. Er bemerkte, daß er, sollte es ihm auch hundert Eimer Wein kosten, seinen Schwiegersohn bei der nächsten Beamtenrestauration zum Stuhlrichter machen wolle, und daß auch nur derjenige Geschworner sein werde, den er wolle. Wenn er von einer Klage hörte, so versprach er sogleich seine Protection, mit einem Worte, er war bereits so drinnen im Genusse seiner künftigen Größe, daß er kaum die Veränderung wahrnahm, die mit seiner Tochter vorging; und wenn man ihn darauf aufmerksam machte, so tröstete er sich damit, daß, wenn auch seine Tochter jetzt blässer ist, ihr Gesicht schon wieder Farbe bekommen werde, sobald sie heiratet.

Das arme Mädchen klagte Niemandem; still verrichtete sie ihre häuslichen Arbeiten, sie erfüllte ohne ein Wort zu verlieren, jeden Befehl ihres Vaters, und zeigte selbst ihre Verachtung gegen Ékesy blos durch eine kalte Gleichgiltigkeit. Aber die sie länger kannten, sahen wohl ein, daß der Gram, der an ihrem Leben nagte, kein solcher war, den die Zeit heilen könnte. Manchmal zerstört das Gewitter die Blume nicht, ihr Kelch strömt süßen Duft aus, wie früher, und nur wenn wir sehen, daß die Regentropfen längst an ihren Blättern eingetrocknet, und sie ihr Köpfchen doch nicht erhebt, und daß sie bei der Berührung des zarten Sommerhauches sich nicht rührt, wie ihre Geschwister: dann sehen wir, daß der Stengel gebrochen ist, an welchem sie mit ihrer lebenspendenden Wurzel zusammenhing. So war es bei Mariska.

Anfänglich vertröstete sie sich mit Hoffnungen. War sie denn nicht von der Liebe ihres Vaters überzeugt; hatte er nicht bisher alle, selbst ihre kleinsten Wünsche erfüllt? Es wird ein Augenblick kommen, wo sie mit ihm wird sprechen können, und er wird sein einziges Kind nicht von sich stoßen. Stunden lang dachte sie daran. Wenn sie Alles sagen könnte, was sie empfindet, was sie sich zu sagen vorgenommen, ist es unmöglich, daß ihr Vater nicht nachgeben sollte. Aber als endlich der längsterwartete Augenblick da war, nnd sie ihr ganzes Herz vor ihrem Vater ausschüttete, und schluchzend zu seinen Füßen sank, und dieser ohne Zorn sie bis zu Ende anhörte, und dann lachend blos erwiederte, daß ihr der Verstand kommen und sie einsehen werde, daß alles dies blos zu ihrem Wohle geschieht; und als sie durch die Erfolglosigkeit ihrer Bitte nicht zurückgeschreckt, auf's Neue ihr Glück versuchte, wiederum bat und weinte, und mit all ihrem Flehen höchstens das erreichen konnte, daß man die Hochzeit bis zu ihrem Geburtstag verschob: da kämpfte sie, aller Hoffnung entsagend, nicht mehr gegen ihr Schicksal. Das einst so heitere Mädchen verfiel in düstere Lethargie.

So kam der Frühling.

Die Weidenbäume am Sajóufer trieben frische Blätter, und auch die Eichen, das trockene Laub des vergangenen Jahres abschüttelnd, erwachten zu neuem Leben. Lustig sang die Lerche ihr Lied über den grünen Saaten, die zurückgekommenen Störche schritten klappernd auf der Wiese auf und ab. Mit dem Frühling ging in Mariska's Benehmen eine große Veränderung vor. Je näher der Tag kam, an welchem sie im vergangenen Jahre von Lajos Abschied

genommen, und indem sie ihn zurückerwartete, desto mehr wuchs ihre Unruhe. So oft sie nur konnte, kam sie zum Pfarrer oder zu Zátonyi's herüber; oft schickte sie auch zweimal des Tages einen Dienstboten oder einen Knecht hinüber, immer mit der Frage, ob Lajos noch nicht gekommen? Sie ließ sich mit jedem, der in die Mühle kam, in ein Gespräch ein, um zu erfahren, ob man nichts von Zátonyi's vernommen?

Diese erwarteten indessen mit nicht geringerer Unruhe die Rückkehr ihres Sohnes, um so mehr, weil sie ihn bisher von dem Vorgefallenen nicht unterrichtet hatten. Der Pfarrer rieth öfter, und auch die Schulmeisterin dachte, es werde besser sein, ihren Sohn auf den Schlag vorzubereiten. Aber Maris bat anfänglich, als sie noch Hoffnung hatte, so sehr, daß man es nicht thue, daß die Mittheilung immer unterblieb. »Warum sollte es der arme Bursche ein paar Monate früher erfahren, daß er sein Alles verloren? Verkürzen wir nicht die Tage seines Glückes. Auf einen solchen Schlag könnte ihn ohnedies Niemand vorbereiten. Und wenn er zurückgekehrt, so erträgt er sein Leid leichter in unserem Kreise, als unter Fremden.«

Das Jahr, nach dessen Ablauf Eltern und Geliebte den wandernden Burschen zurückerwarteten, war verstrichen. Von Stunde zu Stunde wuchs ihre Unruhe, weil die Familie des Schulmeisters schon lange keinen Brief von ihrem Sohne erhalten hatte, und der Tag rückte immer näher, der für die Hochzeit Mariska's bestimmt war.

»Er ist gewiß krank, sonst würde er schreiben,« sagte die Schulmeisterin bekümmert. »Wer weiß, vielleicht hat auch er mich vergessen!« sagte Maris. In der letzten Zeit

erschien ihr Alles möglich, selbst wahrscheinlich, nur das Glück nicht.

Der Mai nahte sich seinem Ende. Mariska's Hochzeit war auf den Morgen des andern Tages festgesetzt, und eine ungewöhnliche Regsamkeit erfüllte die Mühle. Draußen unter den Eichen errichteten die Müllerburschen aus im Walde geschnittenen frischen Zweigen ein Zelt für die Hochzeitsgäste. In der Küche arbeiteten außer Susi und Vikta zwei aus der Stadt geholte Köchinnen und eine ganze Schaar Weiber, die aus dem Dorfe um zu helfen gekommen waren, — während der Müller bald im Keller die für den Herrentisch bestimmten Flaschen in Ordnung stellte, bald von Stube zu Stube ging, die Aufräumer zum Fleiße anspornte, anordnete, befahl, schimpfte und fluchte, aber alles guter Laune. Der Müller kam sich vor, als hätte er noch nie in seinem Leben so viel zu thun gehabt, und dennoch hatte ihm nie ein Tag länger geschienen, nie hatte er sich mehr gelangweilt, ja selbst bei aller seiner guten Laune hatte er sich nie mehr geärgert; war es denn nicht eine wahrhafte Schande, daß, während er sich plagt und sein Geld ausgibt, und die ganze Nachbarschaft helfen kommt, gerade diejenige sich um gar nichts kümmert, der zu Liebe alle diese Vorbereitungen geschehen? Maris war zeitlich Früh vom Hause fortgegangen, und war seitdem nicht zurückgekehrt, als ob das Ganze gar nicht sie betreffe. Herr Farkas würde was drum gegeben haben, wenn er seine Tochter hätte gut durchprügeln können, und er würde es vielleicht auch gethan haben, wäre sein Haus nicht voll von Menschen gewesen, und hätte ihn nicht Èkesy selber gebeten, es um alle Welt nicht zu thun, damit man

ihm nicht zuletzt noch nachsage, daß er seine Tochter gezwungen hätte.

Maris befand sich indeß am andern Ufer der Sajó gleichsam auf einer Wallfahrt nach all den Plätzen, wo sie je mit Lajos beisammen gewesen. Unter den Linden der Kirche, auf der Wiese, draußen im Walde, wo sie von ihrem Geliebten Abschied genommen: überall erwachte die Erinnerung glücklicherer Zeiten in ihrem Herzen; es war ihr wie einem, der in einem Friedhofe herumgeht, wo man seine Lieben begraben, da seine Wunden einzeln wieder aufbrechen fühlt, und sich dennoch nicht trennen kann von dem Orte, wo er sich seinem einstigen Glücke näher fühlt Ihr Herz erlitt unsägliche Schmerzen, aber ihr Schmerz war nicht ohne Süßigkeit. Und sie konnte sich kaum von den Orten trennen, wo, wie die Dämmerung nach Sonnenuntergang, ihr wenigstens das Andenken ihres einstigen Glückes geblieben war. Es war beinahe Mittag, als sie vom Walde in's Dorf zurückkehrte.

Der Hochwürdige stand eben beim Fenster, und sah auf die Mühle, deren Räder heute stille standen, und von wo gerade jetzt lustiges Gejauchze herübertönte. Der Pfarrer seufzte auf, die Freudentöne thaten seinem Herzen weh. »Armes Mädchen,« dachte er sich, »wer kann in diesem Freudengeschrei deine Seufzer vernehmen! Man streut Dir Blumen auf den Weg, man windet den Kranz für deine Stirne, und führt Dich zum Altare, nicht ahnend, daß Du ein Opfer bist. Sie lieben Dich ja! Dein Vater würde lieber jede Entbehrung ertragen, als daß er dein Vermögen verringere, mit seinem Leben würde er Dich vor jeder Kränkung schützen; auch jetzt ist er nur deshalb so

unerbittlich, weil es sich um die Erhöhung, das Glück seiner Tochter handelt. Nur daß sie Dich nicht verstehen, das ist das ganze Leid. Die Welt ist ein trauriges Babel.« In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Er blickte zurück, und Mariska stand im Zimmer vor ihm.

Von der Hitze und dem raschen Gange hatte sich ihr Gesicht geröthet, das einfache Kleid, der blühende Zweig, den sie in der Hand hielt, alles erinnerte an jenen Augenblick, da Maris, vor einem Jahre, nachdem sie von ihrem Geliebten Abschied genommen hatte, in diesem Zimmer war. Und dennoch welche Veränderung, wenn wir auf den Ausdruck des Gesichtes sehen; wie viel Schmerz, welche traurige Entschlossenheit ist in diesen zarten, beinahe kindlichen Zügen ausgedrückt.

Der Geistliche empfing gerührt die Angekommene, und ihr seine Rechte reichend, bat er sie, sich zu setzen und auszuruhen.

»Ich habe keine Zeit, hochwürdiger Herr,« sagte das Mädchen. »Ich bin ohne zu sagen wohin von daheim weggegangen, und mein Vater —« ein schmerzlicher Ausdruck durchzuckte Mariska's Gesicht. »Ich habe nur eine kleine Bitte, ich weiß, der hochwürdige Herr thut es mir zu Liebe.« Das Mädchen zog einen versiegelten Brief aus ihrer Tasche und reichte ihn dem Pfarrer. »Wenn ich weggehen werde,« sprach sie mit erstickter Stimme, »und Lajos zurückkommt, so übergeben Sie ihm diesen Brief. Ich wollte ihn den Zátonyi'schen geben, ich war zweimal bei ihrem Hause, aber ich bin immer wieder fortgegangen. Die Armen! Sie leiden ohnedies genug, warum sollte ich ihren Schmerz noch dadurch vermehren, daß ich sie aufsuche?

Bin doch nur ich Schuld an dem ganzen Unglück. Sie denken auch nur mit Verwünschungen an mich. Sie werden mich verachten, hassen, und es wird mich Niemand mehr lieben auf der Welt!«

»Armes Mädchen, wie kannst Du nur dergleichen denken,« sagte freundlich der Pfarrer. »Zátonyis kennen Dich, und wie sehr auch das Geschehene sie schmerze, sie wissen gut, wie sehr Du ihren Sohn liebst.«

»Das können sie nicht wissen,« sagte Maris, traurig das Haupt schüttelnd; »weiß ich's doch selbst erst, seitdem ich so unglücklich geworden bin. Wenn Lajos gekommen wäre, vielleicht würde ich ihm es jetzt sagen können, und er würde mich vielleicht verstehen. Ich wollte es ihm schreiben, aber ich bin schwach im Schreiben, was ich fühle, läßt sich in Worten nicht ausdrücken. Gott selbst wollte es so, damit doch etwas auf der Welt sei, was man nicht erlügen kann. Könnte ich ihn wenigstens sehen, nur eine Viertelstunde mit ihm sprechen! So von ihm zu scheiden, auf ewig! — das thut meiner Seele weh.«

Der Pfarrer wollte sie mit sanften Worten trösten.

Maris hörte ihn, ohne ein Wort zu sagen, bis zu Ende an.

»Wer weiß,« sagte sie zuletzt traurig, »vielleicht liebt er mich auch nicht mehr, er denkt an eine Andere und hat mich vergessen. Wenn es so wäre, dann geben Sie ihm meinen Brief nicht, hochwürdiger Herr, werfen Sie ihn in's Feuer, und erwähnen Sie meinen Namen nicht. Wenn er aber der Alte geblieben, wenn er mit demselben Herzen zurückkommt, mit dem er weggegangen, o, dann sagen Sie ihm, daß die Grausamkeit meines Vaters mich von ihm

gerissen, aber daß ich nur ihn lieben werde, bis zu meinem letzten Augenblicke, daß meine Lippen seinen Namen mit dem letzten Seufzer aussprechen werden. Er möge sich nicht grämen; besser, er vergißt mich ganz. Sagen Sie ihm, daß er mich vergesse! — Nein, nein, um Gottes willen, er soll mich nicht vergessen; ich habe ihn ja so sehr geliebt, und wozu hätte ich auf der Welt gelebt, wenn auch er mich vergessen könnte!«

Ihre lange zurückgehaltenen Thränen brachen hervor, und sich auf einen Stuhl werfend, weinte sie bitterlich. Der gute Pfarrer wollte sie trösten, aber er fühlte, daß auch seine Augen in Thränen standen. Nach einiger Zeit trocknete Maris ihre Thränen und blickte auf.

»Der hochwürdige Herr weint,« sagte sie betrübt, »Sie sehen, daß ich unglücklich bin, und Ihr Herz thut Ihnen darüber weh. Es ist ein halbes Jahr, daß mein Vater meine Schmerzen sieht; auf den Knieen habe ich vor ihm geweint, und er lachte; gestern Abend stieß er mich mit dem Fuße von sich. O Gott! Hätte ich nur noch meine Mutter, ich weiß, sie würde sich meiner erbarmen. Es wäre tausendmal besser, wenn man das Mädchen, deren Mutter gestorben, mit dieser zugleich begraben würde, denn ein Vater versteht sie doch nie!«

Aus dem Tone, in welchem Maris diese Worte sprach, war eine unendliche Erbitterung gegen ihren Vater bemerkbar, und der Pfarrer hielt es für seine Pflicht, sie auf das göttliche Gebot zu verweisen, welches die Eltern zu ehren gebietet.

»O ich kenne dieses Gebot,« sagte sie: »Ehre Vater und Mutter, damit Du lange lebest auf Erden.« Nicht

wahr, so haben wir's gelernt? Wer seinen Vater nicht ehrt, wird nicht lange leben. Gott selbst hat es so bestimmt.« Maris sprach die letzten Worte halb leise, als ob sie für sich spräche. In dem ganzen Ausdruck ihres Gesichtes war etwas, wovor der Pfarrer zurückschrak. Aber noch bevor er etwas sagen konnte, bat das Mädchen, ihre finsteren Gedanken gleichsam mit Gewalt verdrängend, ihn freundlich, nicht böse zu sein, wenn sie etwas gesagt hätte, was sich nicht schickt, und daß wenigstens er sie nicht verdamme. Und mit diesen Worten küßte sie dem greisen Manne die Hände und eilte fort.

Als sie zum Sajóufer gelangte, fand sie ihren Kahn nicht dort. Der Müller hatte ihn, nur um seine Tochter zu ärgern, schon längst herüberbringen lassen, und Maris war gezwungen, mit der Ueberfuhrplätte hinüberzufahren. Diese setzte sich eben in Bewegung. Das Floß war mit Wagen und Menschen überfüllt; aber kaum stieg sie ein, als sie ohrenzerreißende Töne begrüßten. Die Zigeuner des benachbarten Marktfleckens, die zur morgigen Hochzeit kamen, begrüßten, als sie die Braut einsteigen sahen, mit schmetternden Trompeten ihre unerwartete Reisegefährtin. Der Fährmann und die älteren Männer hörten entzückt oder wenigstens sinnend den Marsch an, den die Zigeuner seit zwanzig Jahren bei jeder Hochzeit bliesen. Die jungen Leute sahen lustig auf die Musikanten, und lachten über den Prim-Violinisten, der seinen Krauskopf hin- und herwiegte, als wäre derselbe an seinen Fidelbogen gebunden, während der Baßgeiger mit halb geschlossenen Augen, schläfrig seinem Cameraden folgte, der Cymbalschläger aber wie verzweifelt auf den Saiten seiner Cymbel herum-

fuchtelte, die er um den Hals gehängt hatte. Der Clarinettistund der Trompeter standen aufgeblasen neben ihren Collegen. Die Fährleute vergaßen ihre Pflicht, und wenig hätte gefehlt, so wäre die Plätte von der Mitte der Sajó wieder zurückgekehrt. Auf dem dies- und jenseitigen Ufer sammelten sich Zuhörer, mit neidischen Augen auf die Glücklichen schauend, die mit so schöner Musikbegleitung über die Sajó setzten. Maris saß indessen, als hätte sie garnicht bemerkt, oder schon vergessen, daß das Ganze ihr zu Ehren geschehe, an einem Ende des Floßes und sah schweigend in's Wasser hinab.

»Die sieht auch nicht darnach aus,« sagte der Fährmann zu einem alten Bauer, als das Fahrzeug stehen geblieben und Maris sich entfernt hatte, »als ob sie sich auf ihre Hochzeit sehr freute.«

»Wüßte auch nicht weshalb, man zwingt die Arme,« sagte der Angeredete.

»Umsonst, Herr Ékesy ist ein Edelmann,« sagte spöttisch der Fährmann; »der Müller will auch einer sein, und beginnt es bei seiner Tochter.«

Der Müller stand eben vor seinem Hause. Maris, auf welche die Ermahnungen des Pfarrers nicht ohne Eindruck geblieben, wollte, als sie ihren Vater sah, sich demselben nähern. Indeß schreckte sie das Gelächter zurück, mit dem ihr Vater sie empfing, als er sah, daß seine Tochter, die der Hochzeitsvorbereitungen wegen weggegangen war, jetzt in Begleitung einer Zigeunerbande nach Hause kam. Schweigend ging sie in das Haus und sperrte sich in ihr Zimmer ein.

Herr Farkas war ein ordnungsliebender Mensch, die

Mühlräder gingen nicht pünktlicher als er selbst. In seinem Hause hatte jedes Ding seine Zeit, Jedermann seine Beschäftigung, und die Furcht und die Gewohnheit, diese beiden großen Erhalter der Ordnung in der Welt, hielten Alles vom ersten Tage des Jahres bis zum letzten im rechten Geleise. Wenn die große Kuckuksuhr im Dienstbotenzimmer stehen bliebe, was indeß niemals geschieht, weil Susi, die das Aufziehen über sich hat, schon vor der Möglichkeit zurückschreckt, aber wenn sie doch zufällig stehen bleiben sollte, so könnte man diese Uhr sicher nach den Menschen richten. Wenn Vikta die Suppe hereinbringt, so können wir dessen so gewiß sein, daß gerade zwölf Uhr ist, als würde man in zehn Dörfern läuten.

Nach dem Abendläuten kam der Müller regelmäßig in seine Stube, und wenn er gerade keine Gäste hatte, so verzehrte er allein sein Nachtmahl, welches blos aus einem Glase Wein uud Brot bestand. Bei diesem saß er aber auch manchmal eine Stunde. Seitdem Maris so groß war, daß man ihr das Brod und die Flasche anvertrauen konnte, brachte sie ihrem Vater das Nachtmahl herein, und er plauderte stundenlang mit seinem Kinde, und sehnte sich nicht nach anderer Gesellschaft. Seitdem er Maris Êkesy versprochen, hatte die alte Vertraulichkeit aufgehört; das Mädchen saß oft halbe Stunden lang am Tische ohne ein Wort zu sprechen, und weder sie noch ihr Vater wußte, wo sie das Gespräch beginnen sollten; aber daß er seine Tochter neben sich sehe, daß sie ihm seinen Wein hereinbringe, sie ihm den Teller vorsetze, auf dem Messer und Brot täglich gleichmäßig liegt, dies Alles war dem Müller so zur Gewohnheit geworden, daß er sich kaum vorstellen konnte,

daß dies jemals anders sein könne. Wenn Maris etwas von ihrem Vater erbitten wollte, so pflegte sie immer diese Zeit zu benützen, um diese Zeit hatte sie auch gestern mit ihm über Ékesy gesprochen. Ihre Verzweiflung gab ihr Kraft, ihre so oft versuchte Bitte zu wiederholen. Sie fiel ihrem Vater zu Füßen, sie sagte ihm Alles, was auf sein Herz wirken mochte. Zuerst ärgerte er sich, dann die Wirkung wahrnehmend, welche die Worte des Mädchens auf ihn hervorbrachten, stieß er sie leidenschaftlich von sich fort. Der Unglückliche verstieß mit seinem Fuße sein flehendes Kind, erhob den Stock gegen sie und drohte ihr, sie zu schlagen.

»Auch heute wird nicht sie mir den Wein bringen,« sagte der Müller für sich, als er die Abendglocke hörend nach Hause schlenderte. »Und sie fürchtet sich nicht vor mir, sie hat sich auch gestern nicht gefürchtet, sie hat mir kühn in's Auge gesehen, ja sie wagte sogar zu sagen, daß es ihr einerlei sei, wenn ich sie auch todtschlüge. Ein widerspänstiges Geschöpf. Ich habe sie verwöhnt, und jetzt will sie ihrem Vater nicht gehorchen. Thut nichts. Einen Tag früher oder später muß ich mich ihrer entwöhnen es ist ganz gleichgiltig; wenn sie mir nicht meinen Wein hereinbringt, so wird ihn schon Susi oder Vikta bringen; was kümmert's mich! Mit diesen Worten trat Herr Farkas in's Zimmer, und übel gelaunt seine Mütze auf den Tisch hinwerfend, wollte er sich eben niedersetzen, als Maris gewohntermaßen eintrat.

Als der Müller seine Tochter sah, war er für den ersten Augenblick betroffen. »Also ist sie dennoch gekommen,« dachte er bei sich. »Ein gutes Mädchen, nur daß sie

einen Mann braucht. Guten Abend, Maris,« sagte er freundlich, als dieselbe Glas und Teller auf den Tisch stellte. »Es kommt mir beinahe sonderbar vor, wenn ich bedenke, daß eine Andere mir jeden Abend meinen Wein bringen wird. Nun aber, Du wirst eine Frau, und ich werde es schon gewöhnen.«

»Lieber Vater, ich möchte Euch bis zum Tode dienen.«

»Das geht nicht,« sagte der Alte, den Kopf schüttelnd, »ein Mädchen muß heiraten. Nun ja, ich sollte Dich als einen Dienstboten halten, während Du eine gnädige Frau werden kannst.«

»Ich will es nicht werden, Vater,« sagte Maris, die an die wenigen freundlichen Worte neue Hoffnungen knüpfte, »ich tauge nicht dazu.«

»Und warum solltest Du nicht dazu taugen?« sagte der Müller ärgerlich. »Bist Du etwa nicht reich? Aber nur, wenn ich es will! Herr Ékesy kann sich bedanken, daß ihm eine solche Frau beschieden ist.«

»Ich war so glücklich in eurem Hause,« sagte sie in dem früheren flehenden Tone; »so glücklich könnte ich auch ferner sein. Stoßt mich nicht von Euch, ich verlange ja gar nichts Anderes. Hier will ich bleiben, bei Euch, nie, nie will ich Euch verlassen.«

»Das wissen wir,« sagte der Müller spöttisch, »damit wenn heut oder morgen der alte Narr stirbt, Du den Lumpen zum Manne nehmen könntest. Oho, in meinem Hause soll dies Bettelvolk niemals befehlen. O ich durchschaue den ganzen Handel. Ihr rechnet auf meinen Tod, nicht wahr? Aber ich werde nicht so schnell sterben, oder

wenigstens so lange leben, bis ich Dich bei Ékesy sehe; und der blonde Zigeuner kann dann dort vor deinem Hause musiciren.«

»Vater, Vater, wie könnt Ihr so was denken,« sagte Maris; »also haltet Ihr mich für so verworfen, daß Ihr solches von mir erwartet?«

»Ob Du auf meinen Tod hoffst oder nicht,« fuhr der Müller mit immer größerer Gereiztheit fort, »es ist jedes Mädchens Pflicht, zu gehorchen, sonst ist sie nichts nütze. Ob Du weinst oder nicht, Du wirst Frau Ékesy, und wenn sich auch die ganze Welt auf den Kopf stellt.«

»Ich bitte Euch, Vater, bei den Leiden des Herrn,« flehte Maris verzweifelt; »seid barmherzig gegen mich, verlangt von mir Alles, nur das nicht . . . . .« Und das Mädchen wollte ihrem Vater zu Füßen sinken, dessen Hand ergreifen. Der alte Müller sprang wüthend auf.

»Du kannst es nicht thun? Wir wollen sehen, wer sein Wort hält, ich oder Du. Da soll doch gleich Donner und Blitz hineinfahren, wenn ich mich wegen dieses unnützen Gewinsels vom ganzen Comitat einen alten Esel sollte nennen lassen. Und wenn Du Dich zu Tode weinst, so gebe ich Dich doch nur Ékesy. Lieber möchte ich Dich todt sehen, als daß ich mir von meinem eigenen Kind sollte befehlen lassen.«

Mit diesen Worten nahm der Müller seine Mütze, und ließ seine Tochter allein.

Maris sah ihm knieend noch lange nach.

»Gott verzeihe mir meine Sünde,« sagte sie zuletzt mit von Schmerz erstickter Stimme. »Ich kann nichts

dafür.« Und sie stand auf und verließ gleichfalls das Zimmer.

Herr Farkas durchwanderte Haus und Hof; er zündete sich eine Pfeife an, und betrachtete am Sajóufer den Mond, der eben über dem Kirchthurm stand. Die Ruhe und die kühle Abendluft wirkten besänftigend auf des Müllers Aufregung, und er hatte seine Pfeife kaum halb ausgeraucht, als er ruhig wieder nach Hause ging und darüber nachdachte, wie denn nur das unnütze Gerede eines albernen Mädchens ihn so in Aufregung bringen konnte. In kurzer Zeit schlief er ein.

Alles schwieg in der Mühle und im ganzen Dorfe. Nur das einförmige Klappern der Räder, der Nachtigallensang, und von Zeit zu Zeit ein leichtes Geräusch, welches der Flügelschlag der Enten und anderer Wasservögel verursachte, unterbrach die feierliche Stille. Es war ein Geräusch, wie wenn im Herbste der Wind durch die Büsche streicht. Rasch kommt es näher Ueber unserem Haupte hören wir den kreischenden Ton fliegender Vögel, und in einem Augenblicke ist Alles verschwunden, ohne daß wir die über unserem Haupte hinziehenden Wanderer gesehen haben. Der Mond goß sein Licht in hellem Glanz über die Gegend aus, nur bei seiner sanften Beleuchtung wurde jeder Gegenstand schöner als sonst. Der Wald schien dunkler, die Bäume größer, die Bergkette, die sich an der Grenze hinzog, höher zu sein; sogar der Nebel, welcher über die am Ufer der Sajó liegende Sumpfwiese hinzieht, erscheint nur als weiße Wolke, welche sich langsam von der Erde zu ihren am gestirnten Himmel schwebenden Geschwistern erhebt. — Aber Alles schläft längst schon im

Dorfe, und Niemand genießt die unbeschreiblichen Schönheiten der Frühlingsnacht. Nur der Fährmann allein ist noch wach. Auf die Seite des Fahrzeugs sich stützend, schaute er hinüber auf die Mühle, deren Räder silberne Wellen im dunklen Flusse aufwarfen. Es scheint ihm, als ob am jenseitigen Ufer Jemand umhergehen. Was geht's ihn an, vielleicht betrachtet der auch nur das Mondlicht. Endlich wird auch der Fährmann schläfrig. Noch einmal blickt er auf zum Himmelswagen, um zu wissen, wie viel Uhr es sein mag, und legt sich auf seine Bunda nieder.

Die Augen auf die Sterne geheftet, liegt er in einem zwischen Wachen und Schlafen befindlichen Zustande, welcher dem Schlaf vorangeht, als plötzlich ein sonderbares Geräusch an sein Ohr schlägt. Wie wenn man vom andern Ufer der Sajó etwas Schweres in's Wasser geworfen hätte. Gewiß war es bei der Mühle. Er steht auf und schaut hinüber. Aber er sieht Niemanden. Vielleicht war es nur ein Traum. Aber nein, auf der Oberfläche des Flußes sind breite Wellenringe zu bemerken, welche bis ans diesseitige Ufer reichen. Der Fährmann fühlt sein Floß ein wenig schwanken, als die hingelangten Wogen an dessen Boden schlagen. »Ich weiß schon,« sagte er zuletzt nach kurzem Nachdenken, »die Sajó hat wieder ein Stück ihres Ufers weggespült. Die Ringe erstrecken sich alle über die Mühle hinaus. Dort ist das Wasser tief und reißend.«

Die Wogen glätteten sich wieder. Wie ein reiner Spiegel liegt der Fluß da, über ihm baute das Mondlicht aus seinen silbernen Strahlen eine Brücke. Der Fährmann sieht noch eine Weile herum und denkt nach. Jenseits der

Sajó, im Garten des Müllers, sang die Nachtigall so schön.

V.

Kaum goß die Sonne ihre ersten Strahlen über die Gegend, als die Zigeuner aus dem Schuppen, wo sie die Nacht zugebracht, hervorkamen, und vor den Fenstern des Müllers zu musiciren begannen. Der Fährmann sprang in seinem Floße auf und rieb sich die Augen; aus den am Ufer stehenden Häusern kommen Frauen und Kinder hervor, selbst der Clarinettist, den der Wein des Müllers so eingeschläfert hatte, daß er halb unbewußt wie ein Nachtwandler nach seinem Instrumente griff, blies sich dann vollkommen wach und warf den Kopf nach dem Tact hin und her. In wenigen Augenblicken waren alle Bewohner der Mühle auf den Sohlen, aber Niemand sprang heiterer aus seinem Bette, als der alte Müller. Susi hatte die neuen Fransenstiefel und das kornblumenblaue Gewand zu seinem Bette gelegt, welches er sich zu dieser Feierlichkeit hatte machen lassen. Auf dem Tisch lag sein neuer sammtener Hut. Herr Farkas hatte sich zu seiner eigenen Hochzeit nicht so wohlgemuth angekleidet wie heute.

»Verfluchte Zigeuner, wie trübselig sie blasen; ich bekomme noch Kopfweh.«

Hierauf öffnete er die Jalousien und schrie hinaus. Der Primgeiger kam, ohne sich im Geigen zu unterbrechen, an's Fenster.

»Was lärmt Ihr denn schon das ganze Dorf so zeitlich auf?« sagte lachend der Müller.

»Edler Herr,« sagte der Angesprochene mit großer Unterwürfigkeit, »das ist so Gebrauch; als der gnädige Herr Vicegespan seine Tochter ausheiratete, weckten wir die Braut auch mit diesem Stücke auf.«

»Also geigt darauf los,« sagte der Müller schmunzelnd, der sich bei Erwähnung des Vicegespans größer werden fühlte, »und kommt dann herein auf ein kleines Frühstück.«

Als sie das Stück beendet hatten, war er auch angekleidet, und trat in seinem, mit großen Silberknöpfen versehenen Rocke, den oben eine schwere Filigrankette schmückte, unter seine Dienstleute hinaus. Alle standen schon im Vorhause, nur Mariska fehlte noch.

»Gehe hinein, Susi, sieh, daß sie sich beeile beim Ankleiden.«

»Ich wollte selbst hineingehen,« antwortete die Angeredete, »aber ihre Thür ist verschlossen, und es regt sich auch nichts im Zimmer.«

»Die schläft gut,« sagte der Müller. »Her, Zigeuner, spielt mir das Lied: »Mit den Irdischen tändelnd« auf; Maris hört es gern.«

Die Zigeuner stellten sich in die Küche, wo die Thür in Mariska's Zimmer führte, und spielten das gewünschte Lied mit solcher Macht, daß die Wände darob erzitterten. Wie erstaunte der Müller, als statt, daß seine Tochter ein Zeichen des Erwachens gebe, Vikta ihm in's Ohr raunte, er möge ein wenig hinauskommen.

»Maris ist nicht in ihrem Zimmer,« sagte diese, als der Müller in den Hof trat. »Sie hat auch nicht zu Hause

geschlafen, ihr Bett ist in derselben Ordnung, wie es gestern Abend war.«

»Du lügst, Nichtswürdige!«

»Ich lüge wahrhaftig nicht, seht nur beim Fenster hinein.«

Der Müller eilte zum Fenster. Einer der weißen Vorhänge war halb auf die Seite gezogen, so, daß er in's Zimmer sehen konnte. Mariska's Bett war in Ordnung, und sie war nicht in ihrem Zimmer.

»Sie ist entflohen,« brüllte der Müller, beinahe außer sich vor Zorn, und rannte gegen die Thür. »Packt Euch zum Teufel,« schrie er den Zigeunern zu; »her mit meiner Axt.« Aber bevor man diese brachte, stieß er so heftig gegen die Thür, daß sie sich öffnete.

Die Musik verstummte, die Dienstboten liefen hin und her, Niemand wagte es sich dem Müller zu nähern, und er warf sich im Zimmer seiner Tochter auf einen Stuhl und raufte sich das Haar.

Gerade kam die Ueberfuhrglätte über die Sajó, und noch bevor sie an's Ufer stoßen konnte, erzählte Jemand das Geschehene.

»Also sollte es Maris gewesen sein!« sagte entsetzt der Fährmann.

»Wo habt Ihr sie gesehen? damit wir ihr nachsetzen können,« sagte der eine Müllerbursche, der eben hinzutrat. »Der Herr hat dem hundert Gulden versprochen, der sie zurückbringt, oder sagt, wo sie ist.«

»Wo sie ist?« sagte der Fährmann gerührt, »Du wirst auch einmal dorthin gehen mitsammt deinem Herrn, nur daß Du von dort Niemanden zurückbringst. Gott sei

ihrer Seele gnädig. Das arme Mädchen ist in's Wasser gesprungen.«

Der Fährmann, die Müllerburschen, Viele aus dem Dorfe, wohin die Nachricht in wenig Minuten gedrungen war, eilten zu Fuß und in Kähnen, um das Mädchen zu suchen. Nur der Müller blieb im Hause, er glaubte nicht an das nutzlose Gerede, er wollte es nicht glauben. Alles ist nur niederträchtiger Betrug. Das Mädchen hat sich bei Zátonyi's oder vielleicht beim Hochwürdigen versteckt; man wolle ihn nur darankriegen. Aber er gibt nicht nach; nein, und wenn sich auch die ganze Welt umkehrt. Warum sollte denn seine Tochter in's Wasser gesprungen sein, da sie doch Alles hatte, was nur ihr Herz wünschte, eines Barons Tochter konnte es nicht besser haben.

Wüthend ging er in seinem Zimmer auf und ab, allen denen Rache schwörend, die seinem undankbaren Kinde bei der Flucht geholfen. So fand ihn Ékesy, der in Gesellschaft des Oberstuhlrichters in einer holprigen Kutsche, gefolgt von drei, mit lauter Verwandten angefüllten Wagen vor den übrigen Gästen zur Mühle kam.

Nachdem der Geschworne und seine Gefährten, von dem Vorgefallenen unterrichtet, sich den Suchenden angeschlossen hatten, blieb der Oberstuhlrichter allein mit dem Müller. Der würdige Beamte theilte ganz die Ansichten des Müllers. Er wußte auch genug ähnliche Fälle, wo die Mädchen vor der Hochzeit verschwanden, und man sie überall suchte und nicht fand, oder irgend ein Kleidungsstück am Flusse liegen sah. Die ganze Welt sagt, sie seien ins Wasser gesprungen; die Eltern — d. h. wenn sie schwach sind — fallen in Verzweiflung. Endlich kommt das ver-

loren geglaubte Fräulein zurück, und das Ganze ist nur ein Spaß. Umsonst, so ein Mädchen probirt einmal Alles.«

»Nicht wahr, sie macht nur einen Versuch?« sagte der Müller mit zitternder Stimme, der auf die Worte des Stuhlrichters mit unbeschreiblicher Aufmerksamkeit aufhorchte. Man hält mich nur zum Besten. Der gnädige Herr weiß mehrere solche Fälle. Nicht wahr, das ist schon oft in der Welt geschehen? Es ist nichts Besonderes an der Sache. Wer sollte denn auch glauben, daß meine Tochter ins Wasser gesprungen, da sie doch so reich, schön und jung ist. Gerade gestern ist sie siebzehn Jahre alt geworden. Wer sollte es glauben? Und mit dergleichen schreckt man einen noch.« Der Müller lachte so jammervoll, daß der Stuhlrichter selbst nicht wußte, was er dazu sagen solle, und endlich wiederholte er, nur mit anderen Worten, was er schon gesagt hatte.

»Glaubt nicht, gnädiger Herr, daß ich mich so leicht foppen ließe,« sprach der Müller in immer größerer Aufregung. »Ich bin kein Narr, daß ich dergleichen Fabeln Glauben schenken sollte. Es ist unmöglich, daß Maris ins Wasser gesprungen ist, total unmöglich! Nicht wahr, gnädiger Herr?«

Aber der Müller hörte kaum mehr die Antwort des Oberstuhlrichters. Von Moment zu Moment wuchs seine Unruhe. Seine Augen hingen bald am Fenster, von wo aus er auf das Sajóufer sah, bald an der Thür. Von Zeit zu Zeit, wenn er nahende Schritte zu hören glaubte, stand er auf und schaute hinaus. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. »Und nichteinmal Nachricht bringt man,« sagte er, sich auf einen Sessel werfend. »Bis jetzt hätten sie sie schon

lange finden können; sie haben sie auch gefunden, nur daß sie nicht mit ihr nach Hause zu kommen wagen. Es sind wenigstens schon zwei Stunden, daß man sie sucht.«

»Grämt Euch nicht, Herr Farkas,« sagte der Oberstuhlrichter; »ich möchte wetten, daß Mariska nichts zu Leide geschehen ist. Wenn sie sich hätte umbringen wollen, so hätte sie doch wenigstens einen Brief in ihrem Zimmer gelassen, worin sie schreibt, warum sie's gethan —«

»Richtig,« sagte der Müller, sich vor die Stirne schlagend; »daß mir das nicht in den Sinn kam.« Er sprang auf und eilte, vom Stuhlrichter gefolgt, in Mariska's Zimmer.

Mit fieberhafter Unruhe durchstöberte er das ganze Zimmer. Er öffnete jede Schublade. Mit zitternder Hand hob er jedes Papierstückchen auf, das er fand. Er riß das Bett und den Kasten auf. Jedes Glied an ihm zitterte, als schüttelte ihn das Fieber. »Es ist kein Brief da, nirgends ist auch nur eine Zeile,« sagte er endlich, sich ermüdet in einen Stuhl werfend. »Und nicht wahr, es ist nicht möglich, daß sie nicht geschrieben haben sollte, wenn sie eine solche Absicht hatte.« Der Müller seufzte tief auf, als fühlte er seine Seele erleichtert.

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer ins Zimmer. Der Müller sprang auf, und lief ihm entgegen.

»Wo ist meine Tochter, hochwürdiger Herr; warum haben Sie sie nicht mitgebracht? Ich zürne ihr ja nicht. Bei Gott, ich zürne nicht. Ich werde ihr nichts thun, — nicht ein böses Wort will ich ihr sagen.«

Der Pfarrer schwieg. Auf seinen bleichen Wangen war tiefer Schmerz ausgedrückt.

»Oder wissen Sie was, hochwürdiger Herr, führen Sie mich zu ihr. Sie ist bei Ihnen, Euer Hochwürden. Ich zürne Niemanden, ich will nur meine Tochter zurück haben. Sie ist ja mein einziges Kind, meine Tochter; wie sollte ich ihr etwas thun? Sagen sie ihr, daß, wenn sie gerade so sehr dagegen ist, Ékesy zurücktritt. Sie kann den Lajos nehmen. Alles, alles; nur möge sie zurück kommen. Ich bitte Euch beim einzigen Gott, hochwürdiger Herr, wo ist meine Tochter?«

Auch der Oberstuhlrichter war ergriffen. Im Auge des Pfarrers glänzte eine Thräne.

»Mein Freund,« sagte derselbe, dem Müller die Hand drückend; »seid ein Mann! Eure Tochter ist nicht mehr unter den Lebenden.«

»Lüge, niederträchtige Lüge! Ich will meine Tochter sehen, man führe mich zu ihr!« brüllte der Müller und rannte fast außer sich der Thür zu.

Hier traf er Diejenigen, die den Leichnam seiner Tochter brachten.

Das Mädchen war nicht verändert, nur daß das schöne Gesicht ein wenig blässer war als ehedem, und auf demselben statt des Schmerzes jetzt die sanfte Ruhe des Todes ausgeprägt war.

Bis man die traurige Last auf das Bett legte, erzählte der Fährmann, wo man gesucht, und wie er endlich den Leichnam bei der Krümmung der Sajó gefunden habe, dort wo die Weidenbäume stehen. Der unglückliche Vater hörte nichts, sah nichts um sich herum; seine Augen hingen an seiner Tochter. Manchmal blickte er wild um sich herum, als ob er Jemanden suchte, oder etwas sagen wollte, was

sein Herz in Stücke zerreißt, was mit solcher Wucht auf ihm lastet, und was er nicht um eine Welt aussprechen könnte. Da trat Ékesy in die Stube.

Kaum hatte ihn der Müller gesehen, so stürzte er leidenschaftlich auf ihn zu. »Fort von hier, fort,« brüllte er, »Du hast sie ermordet! Fluch Dir!«

»Dieser Herr ist außer sich,« sagte dieser mit aller Ruhe, »sonst würde er nicht so sprechen.«

»Du hast sie gemordet, Du!« schrie der Müller schmerzlich und sank bewußtlos am Bette seiner Tochter nieder.

Als er wieder zu sich kam, war er ganz verändert. Als wäre er seit dem Morgen um zehn Jahre älter geworden. Er setzte sich hin zum Bette der geliebten Todten, und sah sie stundenlange an; mit zitternden Händen strich er ihr feuchtes Haar, aber der Zusammenhang der Dinge stand, wie die Erinnerung eines furchtbaren Traumes, nur dunkel vor seiner Seele. Nur manchmal dämmerte die furchtbare Wirklichkeit in seinem Gehirne auf, und dann stürzte er auf seine Tochter hin und weinte bitterlich.

Denen, die ihrem Leben selbst ein Ende machen, pflegt man ein anständiges Begräbniß zu versagen. Als ob Einer, der schwächer oder unglücklicher war, als Andere selbst als Todter nicht unter den übrigen Menschen ruhen dürfte. Um alles Aufsehen zu vermeiden, erklärte der Oberstuhlrichter, als höchste Autorität, daß der Tod Mariska's zufällig erfolgt sei. Das arme Mädchen war unvorsichtiger Weise dem steilen Ufer zu nahe gekommen, und dasselbe riß sich unter ihren Füßen los. Niemand glaubte es, aber ohne Widerrede nahm man diese Er-

klärung an, und als am dritten Tage weißgekleidete Mädchen den Sarg auf den Kirchhof geleiteten, folgten alle Einwohner des Dorfes ergriffen dem Mädchen zur letzten Ruhestätte. Ihr einiziges Verbrechen war ja nur, daß sie zu treu geliebt!

* *
*

Das Mondlicht goß auf's Neue seinen Glanz über die Sajó und auf das am Ufer derselben stehende Dorf. In den Fliederbüschen, die den neuen Grabhügel verbergend, den Kirchhof begrenzten, sangen die Nachtigallen ein süßes Lied. Die Menschen waren längst schlafen gegangen. So ruhig und reizend lag die ganze Gegend da, als ob nur lauter glückliche Menschen sie bewohnten.

Den Tornister am Rücken und den Stock in der Hand kommt ein Reisender in's Dorf. Er geht gerade auf das Haus des Schulmeisters zu. Alles ist finster. Er pocht, er wartet, und pocht auf's Neue. Zátonyi's sind wahrscheinlich nicht zu Hause. Er eilt zur Pfarrerswohnung, die gleich neben des Schulmeisters Haus steht, und durch dessen Fenster er noch Licht sieht. Leise tritt er an's Fenster. Zátonyi's sind richtig dort. Er pocht an, er tritt ein.

Die Schulmeisterin drückt den Angekommenen in die Arme.

»Lajos, mein lieber, mein armer Sohn!«

Die Mutter hält nach langer Abwesenheit schluchzend ihren einzigen Sohn in den Armen; und die Thränen, die an ihrer Wange herabperlten, waren bittere Schmerzensthränen.

* *
*

Bald darauf ging Lajos wieder fort. Er ging unter die Soldaten und fiel in dem Kriege, der im folgenden Jahre ausbrach. Zátonyi's ruhen draußen neben Mariska; und auch den Geistlichen entrissen die Stürme aus dem Kreise, in welchem sein Leben unter heilsamer Thätigkeit dahingeflossen war.

Mehrere Jahre und großartige Ereignisse, während welcher Kriegslärm die stille Sajógegend erfüllte, drängten unsere traurige Geschichte in den Hintergrund, und man hätte sie vielleicht ganz vergessen, wenn nicht der alte Müller noch gelebt und mit seiner gespensterhaften Gestalt Jedermann an die Vergangenheit erinnert hätte.

Er sieht wenigstens um zwanzig Jahre älter aus. Er ist ganz gebückt, sein Silberhaar wallt in langen Locken an seinen Schläfen herab, das bleiche Gesicht beinahe bedeckend, dessen Falten nicht mehr von lieben Händen geglättet werden. Die Mühle ist im Kriege abgebrannt, ein großer Theil seines Besitzthums war verwüstet worden, das Uebrige rissen entfernte Verwandte an sich, unter deren Curatel die Obrigkeit den schwachen, geistig zerrütteten Alten gestellt hatte. So lebt er, selbst eine Ruine, unter den Trümmern seines ehemaligen Hauses. Nur eine Erinnerung erfüllt seine Seele, gegen alles Andere ist sie abgestumpft und, wie es scheint, hängt er nur noch durch seinen Schmerz mit dem Leben zusammen.

Stunden und Tage lang sitzt er am Ufer der Sajó, und betrachtet, in Gedanken versunken, den ruhigen Lauf des Flusses. Außer dem alten Fährmann ist Niemand da, der ihn zuweilen anspricht.

Der Müller meidet wohl nicht, aber er sucht auch

nicht die Gesellschaft dieses Mannes; und so oft er mit ihm zusammentrifft, leitet er immer das Gespräch auf seine Tochter. »Ihr habt ja die Arme gefunden! Nicht wahr, dort unter den Weiden lag die Unglückliche?«

»Ja wohl, dort,« erwiedert der Fährmann gerührt. »Gott schenke der Armen die ewige Ruhe! Wer weiß, vielleicht ist es besser für sie, daß sie diese traurigen Zeiten nicht erlebt hat!«

»Freilich besser,« sagte der Alte mit zitternder Stimme, »viel besser! Nur das schmerzt mich, wenn ich daran denke, daß, als die Sajó meine Maris verschlang, und sie ihre Arme um Hilfe ausbreitete, ich nicht dort war, und ihre Hand nicht erfassen konnte! Ich werde fast wahnsinnig, wenn es mir einfällt. Sie ist immerfort vor mir! Als ob ich sie noch jetzt sprechen hörte. Verzweifelnd streckt sie die Arme nach mir aus, und es ist keine Hand, die sie ergreifen und an's Ufer ziehen möchte!«

Und der Unglückliche sitzt wieder in seinen Schmerz versunken dort am Ufer der Sajó. Welle auf Welle fließt vorbei zu seinen Füßen; Monate und Jahre verfließen, aber das Bild, welches er im Spiegel der Sajó sieht, trägt nicht die Zeit, nicht das fließende Wasser mit sich fort.

nicht die Gesellschaft dieses Mannes; und so oft er mit ihm zusammentrifft, leitet er immer das Gespräch auf seine Tochter. »Ihr habt ja die Arme gefunden! Nicht wahr, dort unter den Weiden lag die Unglückliche?«

»Ja wohl, dort,« erwiedert der Fährmann gerührt. »Gott schenke der Armen die ewige Ruhe! Wer weiß, vielleicht ist es besser für sie, daß sie diese traurigen Zeiten nicht erlebt hat!«

»Freilich besser,« sagte der Alte mit zitternder Stimme, »viel besser! Nur das schmerzt mich, wenn ich daran denke, daß, als die Sajó meine Maris verschlang, und sie ihre Arme um Hilfe ausbreitete, ich nicht dort war, und ihre Hand nicht erfassen konnte! Ich werde fast wahnsinnig, wenn es mir einfällt. Sie ist immerfort vor mir! Als ob ich sie noch jetzt sprechen hörte. Verzweifelnd streckt sie die Arme noch mir aus, und es ist keine Hand, die sie ergreifen und an's Ufer ziehen möchte!«

Und der Unglückliche sitzt wieder in seinen Schmerz versunken dort am Ufer der Sajó. Welle auf Welle fließt vorbei zu seinen Füßen; Monate und Jahre verfließen, aber das Bild, welches er im Spiegel der Sajó sieht, trägt nicht die Zeit, nicht das fließende Wasser mit sich fort.

Ein

Slovakenmädchen im Alföld.

I.

Wie Apostagi János bemerkte, daß er auch slovakisch verstehe, obwohl er nie in seinem Leben ein Wort slovakisch konnte.

»Kommt nur, lieber Vater, der arme Slovake ist sehr krank,« so sprach Pista (Stefan), des Apostagi János ältester Sohn, während er aus einer Ecke des Schafstalles zu seinem Vater eilte, der in der anderen, von abgerebelten Kukuruzkolben fast verdeckt, ruhte und aß.

»Was für ein Slovake?« fragte János, indem er von dem Speck, von welchem er zum Brot ein schmackhaftes Stück abschnitt, zu seinem Sohne aufblickte.

»Nun einer von denen, die gestern hier Kukuruz rebelten; habt Ihr ihn nicht gesehen?«

»Ja so,« sagte Apostagi János, indem er ein Stück Brod sammt Speck in den Mund schob, in einem Tone, als ob er genau wisse, von wem die Rede sei, obwohl es, offen gestanden, seine geringste Sorge war, wer auf der anderen Seite des Schafstalles rebelte; jetzt aber dachte er an ganz andere Dinge. — Im vergangenen Winter, als er mit mehreren Andern für den jüdischen Pächter Branntwein aus Großwardein transportirte, stürzte sein Wagen und zerschmetterte ihm das Bein. Die lange Krankheit und der Schaden, der vertragsgemäß die Fuhrleute anging, hatten einen Theil seiner Habe aufgezehrt. Von seinen

vier Pferden gingen zwei, und außerdem seine zwei Ochsen und seine Schweine d'rauf, und ihm blieben außer seiner Viertel-Session und seinen zwei Braunen nur noch seine Frau und seine Kinder. Zu seinem größeren Leidwesen hinkte er noch immer, und nachdem er sein eigenes Feld mit großer Müh' und Plag' bestellt hatte, machte er sich, um doch etwas zu verdienen, mit seinem Sohne an's Kukuruzrebeln. — Wie wir sehen, hatte Apostagi János Leidwesens genug; er hatte keine Zeit auf Andere zu achten.

»Die anderen Slovaken sind heute weggegangen,« fuhr Pista fort, »dieser hier wollte auch weggehen, aber er konnte nicht; er ist wirklich sehr krank, vielleicht stirbt er gar. Vorhin, als er die Augen schloß, lag er gerade so dort wie mein Onkel, als ich ihn voriges Jahr auf der Bahre liegen sah. Ich wollte Euch schon rufen, Vater, als ihn sein kleines Mädchen streichelte, und er die Augen wieder aufschlug. Jetzt ist's ihm wieder schlechter.«

»Also hat er auch ein kleines Mädchen?« sagte János, indem er aufstand.

»Sie ist gerade wie unsere Mariska.«

»Unsere Mariska ist bei ihrer Mutter, der fehlt nichts,« sagte Apostagi. — Aber es schien, als ob die Erwähnung seines jüngsten Kindes die Schritte beschleunigte, mit denen er sich dem kranken Manne näherte.

Das war ein trauriger Anblick, und obwohl Apostagi nicht zu jenen gehörte, die beim Anblick eines Leidens so ergriffen werden, daß sie sich kaum selbst helfen können, so blickte er doch auch tief gerührt auf den Fremden, der, auf der harten Erde schlummernd, sich dem Tode näherte. — »Armer Slovake,« sprach er, »wie weit weg ist er von

seinem Heimatlande. Ja, keiner weiß, wo sein Kreuzlein stehen und ob Einer ihn beweinen wird.«

»Ich habe ihm schon zweimal den Kopf zurecht gelegt, aber die Kolben, die ich ihm unter seine Guba (Mantel) gesteckt, rollen immer herab, und sein Kopf fällt ganz zurück.« Indem Stefan dieses sagte, wollte er auf's Neue die Lagerstätte des Kranken in Ordnung bringen.

»Laß sein, Pista, es ist besser, wenn er nicht erwacht.« Mit diesen Worten nahm János die Guba von seinen Schultern und bedeckte damit den Kranken.

»Bleibe Du hier, vielleicht verlangt der Arme Wasser oder sonst etwas, rufe mich dann; ich gehe indeß rebeln.«

Gerade als Apostagi gehen wollte, öffnete der Kranke die Augen. Vielleicht that ihm die Guba wohl, die seinen Körper gegen den kalten Luftzug schützte, oder der theilnehmende Ton, in dem Apostagi gesprochen; der Blick des kranken Mannes hing mit unaussprechlichem Danke an seinem unbekannten Wohlthäter, und einen Augenblick war Ruhe, ja beinahe Zufriedenheit auf seinem bleichen Gesicht ausgedrückt.

»Braucht Ihr vielleicht noch etwas?« sagte Apostagi; »vielleicht ein bischen Branntwein? Wenn auch kein Pulver d'rin ist, manchmal thut er auch ohne dieses gut; ich werde schnell den Burschen in den Meierhof schicken.«

Der Kranke schüttelte traurig sein Haupt und sprach einige Worte, aus denen Apostagi nur so viel entnahm, daß Jener nicht ungarisch könne.

Als das kleine Mädchen, welches bisher einige Schritte vom Kranken mit den abgerebelten Kukuruzkolben

gespielt, seinen Vater sprechen hörte, warf es sein Spielzeug weg, lief zu ihm und umhalste ihn lächelnd; er aber drückte mit schwachem Arm das Kind an sich.

Einen Augenblick schien der Sterbende an Alles zu vergessen. Auf seinen blassen Wangen war nur die Liebe, war nur jene Glückseligkeit ausgeprägt, mit welcher der Vater in seinem Kinde die Hoffnungen seiner ganzen Zukunft zu umfassen weiß. Aber bald verdrängten andere Gefühle diese kurze Freude, welche wie der letzte Sonnenstrahl vor einem Gewitter, noch einen Augenblick Heiterkeit über seine Züge ergoß. — Sein Arm, mit dem er das an seine Brust sich schmiegende Kind umfaßte, begann heftig zu zittern, in seinen Augen war ein Schaudern ausgedrückt, in seinem ganzen Wesen eine unbeschreibliche Unruhe, wie wenn jetzt zum ersten Male der schreckliche Gedanke in seiner Seele erwacht wäre, was aus seinem Kinde werden solle, wenn er stirbt.

Es war, als ob diese Unruhe seinen Gliedern neue Kraft verleihe. Er setzte sich auf, und begann zu sprechen mit dumpfer, tonloser Stimme, aber ununterbrochen schnell, als ob er sein Ende herannahen fühlte und fürchtete, daß er nicht Alles sagen könnte, was ihm am Herzen liegt.

Apostagi wußte kein Wort slovakisch, auch Pista nicht, dennoch hatte noch nie eine Rede so auf ihr Herz gewirkt. János war kein weichherziger Mensch, aber die Thränen kamen ihm in die Augen. Mit dem Hemdärmel seines Sohnes wischte er sich die herabperlenden Thränen ab.

Der Sterbende nahm diese Wirkung wahr, aber er bemerkte auch, daß man seine Worte nicht verstehe. Er stotterte einige Worte ungarisch, vielleicht dachte er, daß

der Herr, der seinen Aposteln die Gabe in Zungen zu reden verlieh, auch einem sterbenden Vater es nicht versagen könne, ungarisch zu sprechen, bis er sein Kind der Obhut guter Menschen anempfiehlt; aber vergebens. Apostagi verstand von der ganzen Rede nur so viel, daß das Mädchen Juliska heiße, und der arme Slovake sprach in seiner Muttersprache weiter, indem er dabei traurig das Haupt schüttelte. Seine Worte waren so flehentlich, so zum Herzen dringend! Seine Augen hingen bald an seinem Kinde, bald erhob er sie mit einem fragenden Blicke zu Apostagi, aber die außerordentliche Aufregung zehrte rasch seine letzte Kraft auf. Auf seinen blassen Wangen zeigte sich das dunkle Roth der Fieberhitze; seine Brust wurde beklommen, und er konnte seine schon von schweren Seufzern unterbrochene Rede nur stammelnd fortsetzen.

»Wenn ich ihm nur sagen könnte, daß ich ihn verstehe,« sagte Apostagi, den Kopf unruhig schüttelnd. »Wie sollte ich den armen Elenden nicht verstehen, da ich doch selbst fünf Kinder habe. Fürchtet Euch nicht, ich werde sorgen für euer Mädchen; so lange sie bei mir bleibt, soll ihr nichts Leides widerfahren.« Die Augen des Kranken hingen an den Lippen des Sprechenden. Sein ganzes Wesen concentrirte sich in der Aufmerksamkeit, als wenn seine Seligkeit oder seine Verdammniß von diesen Worten abhinge, aber die Unruhe, mit der er, die Hände faltend, aufseufzte, als er nicht mehr reden konnte, zeigte, daß er den Sinn derselben nicht verstanden.

János verlor dies eine Mal sein ganzes Gleichgewicht. »Herrgott, daß mich dieser Slovake durchaus nicht verstehen will! Ich habe ja selbst fünf Kinder, ich bin ja

kein Heide, daß ich diesen armen Wurm verlassen werde.« Und mit diesen Worten nahm Apostagi tief ergriffen, — denn ich weiß nicht warum, aber bei dem kleinen Slovakenmädchen kam ihm immer seine Mariska in den Sinn, — das staunende Kind in seine starken Arme, und indem er es an seine Brust drückte, zog er mit der andern Hand seinen weinenden Sohn zu sich.

Wußte es Apostagi selber klar, was er mit dieser Bewegung ausdrücken wollte, ich weiß es nicht, aber der Fremde verstand vollkommen seine Absicht, und eine unbeschreibliche Ruhe und Zufriedenheit war in seinem Gesichte ausgedrückt.

»Fürchte nicht,« sprach János, sich zum Kranken hinabneigend, »auch Du wirst noch genesen, und ich werde sorgen für dein Mädchen.«

Der Sterbende blickte noch einmal zu seinem Kinde auf, und zu dem, in welchem er dessen Beschützer sah; in seinem Auge war Schmerz, aber auch zugleich unbeschreibliche Liebe und Dankbarkeit ausgedrückt, und es war, als ob ein stilles Lächeln um seine Lippen spielte. Er seufzte auf, und sich auf sein hartes Lager zurückneigend, endete er ohne Zucken sein Leben.

»Wie wunderbar,« sagte Apostagi, nachdem er dem Todten die Augen zugedrückt, und denselben mit seiner Guba bedeckt hatte; »ich kann kein Wort slovakisch, und er hat mich dennoch verstanden.«

Hierauf öffnete er eine Halbthür des Schafstalles, und schickte Pista nach dem Hüter, damit er das Geschehene kund gebe, er aber setzte sich mit dem kleinen Waisenmädchen vor's Thor.

Alles war ruhig rings umher, die Sonne, welche bei der Halbthür hereinschien, warf ihre warmen Strahlen auf den Todten. Ueber den grünen Saaten sangen die Lerchen, und es schien János, da er zum blauen Himmel aufblickte, als fühle er sich noch einmal so leicht, seitdem er diese neue Last auf sich genommen.

II.

Was Frau Apostagi sagte, als sie statt fünf, sechs Kinder im Hause fand.

Einige Tage später, nachdem der herrschaftliche Kukuruz auf der Pußta schon ganz abgerebelt war, ging János mit seinem Sohne und dem kleinen slovakischen Mädchen heimwärts. Es ist wahr, daß Andere mehr Recht zur Vormundschaft der Letzteren gehabt haben mochten, auch so viel steht fest, daß es anderwärts mit vielen Umständlichkeiten verbunden ist, wenn Jemand die Vormundschaft eines Kindes übernimmt. Beim Begräbnisse des armen Slovaken fragte die Frau Verwalterin, als sie das kleine Mädchen bei Apostagi sah, ob er das arme Kind zu sich nehme, worauf er mit »ja« antwortete. Die Frau Verwalterin sagte sodann: »Dafür wird Gott Euch auch segnen,« und sie gab Apostagi einen abgetragenen Kittel ihrer eigenen Kinder und ein rothes Tuch für die Waise. So wurde die ganze Sache abgethan. Und es leben im Alföld viele ehrliche Ungarn, die man einst als Slovakenkinder mit eben so wenig Förmlichkeit in irgend einem Bauernhause adoptirte, und sie wuchsen und gediehen nicht minder,

obwohl außer Gott, der der Hauptvormund aller Waisen ist, Niemand sich um sie kümmerte.

Apostagi war schon lange nicht in besserer Laune gewesen. Er freute sich, daß er mit dem Rebeln fertig war, mit welcher Arbeit er, da sein Fuß ihn zu anderer Arbeit untauglich machte, drei Wochen in Gesellschaft von Slovaken, Mädchen und einem lahmen Abschiedler verbracht hatte. Er freute sich der 34 fl. 25 kr., welche er theils in ein altes Tuch gewickelt, theils in einem kleinen Lederbeutel bei sich trug; er freute sich, daß er nach so langer Zeit Frau und Kinder wiedersehen konnte, und daß er wieder Gekochtes essen werde; er freute sich der Felder, die immer grüner zu werden schienen, je mehr er sich dem Dorfe näherte. Sein kleiner Sohn Pista schleppte den Tornister, denn man konnte ihm den Topf nicht anvertrauen, in welchem die Frau Verwalterin saure Milch für die Kinder mitgegeben. János nahm es in seiner Freude kaum wahr, daß es Mittag geworden war, und er schon mehr als die Hälfte seines Weges zurückgelegt hatte.

Pista lief schon lange nicht vor dem Vater her, und es war ersichtlich, daß der Knabe ermüdet war, und Apostagi suchte nur einen Platz, wo er mit den Kindern bequem speisen könne.

»Du, Pista,« sprach er endlich, sich zu seinem Sohne wendend, »vielleicht bist Du gar müde?«

»Na, ich glaub's,« antwortete der Knabe.

»Vielleicht wäre es also gut, auszuruhen.«

»Ja wohl, das glaub' ich.«

»Also lassen wir uns hier nieder;« und Apostagi blieb bei einem von Rasen umgebenen Grenzhügel stehen, und

nachdem er zuvor vorsichtig das Slovakenmädchen, das er auf dem Rücken trug, herabgehoben, und seine Guba auf die Erde gebreitet hatte, legte er sich nieder und streckte sich aus.

»Gib den Tornister her,« sprach er zu Pista, der indessen neben dem Vater lagernd, sich mit seinem Hemdärmel die Stirne trocknete; »das kleine Mädchen ist hungrig, und Dir sehe ich's an den Augen an, daß es Dir auch nicht unlieb wäre, ein Stück Brod zwischen die Zähne zu bekommen.«

Pista hatte indessen längst den Tornister ausgeleert, und gab statt der Antwort seinem Vater Brod, Speck und das Messer, indem er auf die Leckerbissen einen so begehrlichen Blick warf, daß János lächelte.

»Heute bekömmst Du saure Milch, Pista, ich werde selber kaum satt am Speck. Es ist nur ein kleines Stück geblieben, und auch das Brod ist uns ausgegangen. Hätte uns die Frau Verwalterin, — Gott segne sie — nicht mit einem Stücke ausgeholfen, so würden wir nicht viel zu essen haben.«

Hierauf stellte Apostagi den in ein blaues Tuch gebundenen Milchtopf vor die Kinder, und gab seinem Sohne ein Stück weißes Brod, welches er von der Frau Verwalterin erhalten, und dazu ein Taschenmesser und einen bemalten Holzlöffel, den er in dem Schnappsack des armen Slovaken gefunden, und welcher demzufolge zur Erbschaft seines kleinen Pflegekindes gehörte. Pista bröckelte das Brod in die Milch, und gab bald dem kleinen Mädchen zu essen, bald schaute er selbst dazu. Auch János aß mit gar mächtigem Appetit.

Es aßen auch Könige an diesem Tage, sie gaben ohne Zweifel glänzende Gastmahle, für welche der Hausherr seltene Speisen und theure Weine zusammengekauft hatte, und wobei die Gäste auf sammtnen Sesseln Platz nahmen, während Diener in Livrée den Tisch bedienten; aber besser und zufriedener mit sich und der Welt speiste wahrhaftig Niemand auf dem Erdenraum — als Apostagi János.

Auch nicht ohne Grund.

Die ganze Heide entlang hätte man keine zum Ausruhen geeignetere Stelle finden können, als die, welche er einnahm. Das hohe Gras mit der darauf ausgebreiteten Guba diente zum weichen Sitze, und der Grenzhügel, an dessen Seite er sich gelagert hatte, seinem Rücken zur Lehne. Hätte János je in seinem Leben auf einem Divan gesessen, er hätte seinen jetzigen Sitz einem solchen vergleichen können. Und welche Aussicht! Vor ihm breitete sich einem gestickten Teppiche gleich die unendliche Ebene aus. Hier und da wechselten lange gelbe Streifen mit dem heiteren, Alles bedeckenden Grün ab, zum Zeichen, daß der Reps zu blühen beginne. Am klaren Himmel spielte ein Lüftchen mit den leichten Wolken, und selbst die Brunnensäule, welche unweit des Grenzhügels stand, verkündete den Frühling, denn ein langer Storch setzte sich auf ihre Spitze, und krümmte nachdenklich seinen langen Hals. Statt einer Hofcapelle sangen hundert Lerchen ihr im Paradiese gelerntes Lied den Speisenden vor; und statt der Diener sprang eine ganze Schaar Sperlinge umher, den Augenblick kaum erwartend, wo die Gesellschaft aufstehen, und sie sich in die Reste des Mahles theilen werden.

»Gott ist doch gut,« sprach Apostagi halb für sich, während er das letzte Stück Speck auf sein Messer gesteckt, Pista hinreichte, der schon längere Zeit sehnsuchtsvolle Blicke auf die fetteren Bissen seines Vaters geworfen hatte. »Wir haben uns gesättigt, und wie viele Menschen gibt es auf der Welt, die das nicht sagen können.« Diesen Gedanken erweckte das Slovakenmädchen in ihm, die nach dem Essen wieder mit Pista im Grase zu spielen begann. Apostagi fühlte sich in diesem Momente so glücklich, daß er vielleicht mit Niemanden auf Erden getauscht hätte. Auf einmal aber wurde er inmitten seiner guten Laune nachdenkend.

Seine Augen hingen eben an der Kirche von Bántornya. Diesseits der Grenze sah man schon die das Dorf umgebenden Acacien: ja wer aus der Gegend war, hätte sogar die große herrschaftliche Scheuer erkannt, welche an einem Ende der Ortschaft stand. Apostagi sah nur die Kirche an, in deren Nachbarschaft sich seine eigene Wohnung befand, und hierbei kam ihm seine Frau in's Gedächtniß. Ich will damit nicht sagen, daß János während des Maisrebelns nicht auch an Susi gedacht habe, und zwar nicht blos, wenn er seine Wäsche betrachtete, oder Appetit nach Gekochtem bekam. Niemand war mit seinen Gedanken mehr daheim, als er es stets gewesen. Jetzt aber tauchte in ihm die Idee auf, was wohl seine Frau sagen werde, wenn sie das kleine Mädchen sieht; und dieser Gedanken war eben nicht von aufheiternder Wirkung.

»Ich weiß, es wird sie verdrießen,« brummte er in sich, »und sie ist doch ein schönes Mädchen. Aber wir haben selbst auch genug Kinder. Dazu sind die Lebensmittel

theuer, und wenn Einem etwas Leides zustößt, wie vergangenen Winter, so kann man nicht einmal für seine Dienstleute genug verdienen — hätte ich sie nur früher fragen können — aber was kann ich dafür, daß Susi nicht dort war!«

Diese Gedanken verdrängten auf einen Augenblick János, gute Laune; als er aber sich wieder auf den Weg gemacht hatte und sich seinem Dorfe näherte, fiel ihm so viel in die Augen, das ihn interessirte, daß er alles Andere vergaß. Hier war kein Graben, kein Hügel, kein Pfad oder Ackerweg, den er nicht kannte. Pista, der seine Müdigkeit vergessend, jetzt wieder vor seinem Vater herlief, kannte die auf der Wiese weidenden Kühe. János wußte den Herrn jedes Grundstückes zu nennen. Und dort unter den Frühlingsäckern — dort war das Feld, welches er selbst vor drei Wochen besäet hatte. Ein Anderer würde dies für klein halten, — und der Grund eines Viertel-Bauers ist wirklich selbst im Alföld nicht groß; dort liegt es gleich einem schmalen Bande zwischen den übrigen Feldern, aber dieses hatte er geackert, besäet; mit dem Erträgniß dieser Erde wollte er seine Kinder erhalten, und kein Geizhals kann mit mehr Zufriedenheit seine großen Goldhaufen sehen, als er die grüne Saat, welche, während er fort war, die braune Erde beinahe ganz bedeckte. Er fühlte sich wieder heimisch, wieder glücklich. Wenn nur das ewige Ausfragen nicht wäre!

Seitdem er sich dem Dorfe näherte, ging er kaum zehn Schritte, wo ihn nicht Jemand gefragt hätte, was für ein Kind er auf dem Rücken trage. Und wenn er halb ernst, halb scherzend erwiederte: das Meinige, so sagte die

Frau Nachbarin unter beinahe erschreckendem Lachen: Da würde sich eure Frau bedanken!«

Apostagi ärgerte sich über die Nachbarn, und ärgerte sich über sich selbst, weil er fühlte, daß er nicht ganz in dem Gemüthszustande seine Schwelle übertrete, wie es dem Herrn des Hauses geziemt. Aber wer kann dafür, die Unruhe übermannte ihn diesmal, und da er seine Frau nicht zu Hause traf, vertraute er das kleine Slowakenmädchen der Obhut Pista's an, legte seine Guba nieder, und ging nach der Richtung der Herbstweide, wohin nach Aussage der Kinder seine Frau gegangen war.

Apostagi fühlte sich ermüdet, und nachdem er eine Zeit lang schlendernd, seine Frau noch immer nicht kommen sah, setzte er sich am Ende des Weingartens nieder, und erwartete Susi, deren Weg dort vorbeiführte, und der er jedenfalls lieber hier als zu Hause, wo die Kinder und Nachbarn es hörten, mittheilen wollte, daß ihre Familie sich um ein kleines Mädchen vermehrt habe.

Manche werden János vielleicht für schwach, seine Frau aber für einen Drachen halten. Es ist aber nichts weiter dahinter, als daß Apostagi, der stets ein friedliebender Mensch gewesen, seit dem verflossenen Winter, wo er länger als zwei Monate zu Bette lag, und ohne seine Frau gänzlich verkommen wäre, noch mehr überzeugt war, daß in jeder Sache auch die Frau ein Wort dreinzureden hätte. Zwar war die Nachbarschaft und manchmal selbst János der Ansicht, daß die Stimme welche Frau Apostagi erhob, lauter war, als nothwendig; aber wenn schon nach der heiligen Schrift Gott das Weib zur Schutzhecke des armen Mannes bestimmte, so daß, wo diese Hecke

fehlt, das Feld zu Grunde geht, kann man es übel nehmen, wenn in dieser Hecke auch hier und da sich ein stechender Dorn findet? Wenn es in der Stadt genug Frauen gibt, welche, wenn wir sie anschauen oder reden hören, uns Engel zu sein scheinen, und es doch nicht sind, warum sollte nicht auf dem Lande hier und da Eine sein, die nicht wie ein Engel aussieht und spricht, und es dennoch ist? Apostagi liebte deshalb seine Frau nicht ein bischen weniger, und als er sie herannahen sah, eilte er ihr, trotz aller Ermüdung, wohlgemuth entgegen.

»Guten Abend, János, grüß' Euch Gott! Wann seid Ihr gekommen?« rief die Frau schon von ferne, sobald sie ihren Mann erkannte.

»Erst jetzt, mein Kind!« sagte János. »Das Rebeln dauerte länger, als ich dachte. — Ist im Hause nichts vorgefallen?«

»Nichts, Gottlob. Auch euer Fuß ist besser,« fügte Susi hinzu, mit Befriedigung auf ihren Gatten sehend, welcher neben der, zu ihren Kindern eilenden Frau mit mächtigen Schritten einherging.

»Bis zum Schnitt, hoffe ich, wird's ganz gut sein. Und, Kind, wenn Du nicht gewesen wärest —«

»Und wie hat sich denn Pista aufgeführt?«

»Sehr gut. Er hat viel gerebelt. Ich bringe vierunddreißig Gulden und fünfundzwanzig Kreuzer mit. Mit dem, was wir im vorigen Monate erworben, können wir uns auf dem nächsten Markte auch ein Kuhkalb kaufen.«

»Es wäre auch gut. Fünf Kinder brauchen viel;

wenn keine Milch im Hause ist, weiß ich nicht, was ich ihnen geben soll, besonders den zwei kleinen.«

Das war schon fatal, daß Frau Apostagi dies vorbrachte. Das auf dem nächsten Markte zu kaufende Kalb hätte die Einleitung zum kleinen Slovakenmädchen sein sollen, und jetzt verwischte die Milch die ganze Wirkung. János konnte sich nicht verbergen, daß der Absatz dieses Artikels durch das kleine Mädchen sich bedeutend vermehren werde. Aber was sollte er thun! Sie kamen immer näher zum Dorfe, er mußte jetzt sprechen.

»Bleibe ein wenig stehen, Susi,« sprach endlich Apostagi, nachdem er sich entschlossen »oder setze Dich am Weingarten nieder, ich bin müde, und ich hätte noch etwas mit Dir zu sprechen.«

»Wenn Ihr müde seid, so setzt Euch, und wenn Ihr nach mir nach Hause kommt, so können wir sprechen. Ich muß eilen. Die Kinder haben noch nichts Warmes gegessen, es ist auch kein Feuer im Hause.«

»Du kannst gleich gehen, aber zuvor muß ich Dir noch etwas sagen, es dauert nicht lange.« Und Apostagi sah so warm, so bittend auf seine Frau, daß, hätte er auch nicht ihren Arm ergriffen, sie dennoch nicht hätte weiter gehen können.

»Ihr seid ein sonderbarer Mensch,« sprach die Frau staunend. »Was ist denn das, was Ihr mir später oder im Gehen nicht sagen könntet?«

»Nun, Susi, weißt Du, ich habe vom Maisrebeln noch etwas mitgebracht.«

»Was denn?«

»Was? Nun, ein kleines Mädchen, das ich von der

Pußta auf meinem Rücken herbrachte. Ich bin auch recht müde geworden.«

»Da habt Ihr wirklich Unrecht gethan. Kaum tragen Euch eure Füße, und Ihr schleppt schon die Kinder Anderer. Aber wem gehört das Kind, und wann wird man darum kommen? Seitdem wir das erste Zimmer dem Schneider vermiethet haben, haben wir kaum selber Platz.«

»Ich glaube kaum, daß man es so bald holen werde,« sagte Apostagi, mit einiger Verlegenheit sich den Hut richtend. »Sein Vater ist todt.«

»Aber es wird doch eine Mutter haben!« sprach Susi unruhig.

»Wahrscheinlich,« entgegnete ihr Mann; »nur weiß ich nicht, wo sie ist. Mit einem Worte, das arme Kind ist eine Waise, ganz verlassen, deshalb habe ich es mitgebracht, damit wir es mit den unsrigen auferziehen.«

»Ihr seid doch nicht verrückt geworden?« dies waren die ersten Worte, mit denen Frau Apostagi ihr schweres Herz erleichterte.

»Ja, das ist einmal so,« sagte Apostagi, und er hörte mit beispielloser Ruhe Alles an, was die Frau von den fünf Kindern und den theuren Zeiten vorbrachte.

»Wahr, wahr,« seufzte Apostagi nach allem Raisoniren seiner Frau; »aber wir können uns doch nicht helfen.«

»Freilich können wir uns nicht helfen,« sprach Susi heftig. »Das Kind können wir denn doch nicht auf die Gasse stoßen. Aber wohin habt Ihr auch gedacht, als Ihr das thatet?«

Apostagi erzählte jetzt die ganze Geschichte, so wie ich sie geschrieben, nur daß Diejenige, der er sie erzählte, und die ihm während der Erzählung in die Augen sehen konnte, denn doch einsah, daß er nicht anders hatte handeln können.

»Es ist wahr, man konnte das Kind nicht sich selbst überlassen,« sagte Frau Apostagi, »aber es hätte ein reicherer Mensch es annehmen sollen.«

»Das dachte ich auch,« sagte Apostagi ruhig, »nur daß eben kein reicherer Mann im Schafstalle rebelte. Wo fünf Kinder satt werden, kann auch das sechste leben, und später werden zwei Hände mehr im Hause arbeiten.«

Oft gibt es nichts Besseres, als einen kleinen Donner; die Sonne glänzt darauf desto heiterer. Frau Apostagi eilte jetzt, als hätte sie keinen Augenblick gezürnt, an der Seite ihres Mannes nach Hause, damit sie ihren Kindern Nachtmahl koche.

Als sie zum Hause gelangten, saßen die Kinder vor der Küche, und das kleine Slovakenmädchen unter den andern. Sprechen konnte die Arme nicht, aber desto mehr lächelte sie.

»Armes Kind,« sagte Frau Apostagi, während sie sich zu dem kleinen Mädchen niederbückte; »was wäre aus ihm geworden; es ist kaum drei Jahre alt. Es ist nur fatal, daß ich nicht mir ihr sprechen kann. Wir wissen nicht einmal ihren Namen.«

»Das ungarische Brod wird sie schon ungarisch lehren,« sagte Apostagi wohlgelaunt. »Ihr Name aber ist Julis. Wir haben ohnedies noch keine Juliska im Hause.«

»Ein schönes kleines Mädchen,« sagte Frau Apostagi,

den kleinen Ankömmling noch einmal betrachtend; »aber Mariska ist doch ein prächtigeres Kind, obwohl dieses älter ist.«

»Wieso weißt Du, daß es älter ist, wenn Du nicht bei der Taufe warst?« fragte Apostagi.

»Nun denn ich weiß es, weil ich es sehe. Und unsere Mariska ist doch größer!«

Und damit ging die Frau, gefolgt von ihren Kindern, in die Küche, wo sie Feuer machte. Pista brachte Stroh, die Uebrigen tobten lustig um den Herd herum.

»Meine Frau da ist denn doch ein gutes Weib,« sagte Apostagi, der die Bereitung des Nachtmahls vor dem Hause erwartete; und in der Freude darüber, daß seine Susi das kleine Slovakenmädchen so herzlich aufgenommen, vergaß er, daß er es auf dem Rücken bis nach Hause getragen.

III.

Woraus ersichtlich, daß Einem bei vielem Nachdenken nicht allein der Kopf schmerzt.

Oft säete und oft rebelte man seitdem Kukuruz. Ich kann es nicht mit voller Bestimmtheit sagen, wie viele Jahre verflossen sind; so viel aber ist wahr, daß, die noch Kinder waren, als Apostagi das Slovakenmädchen in's Dorf brachte, schon längst erwachsen waren, viele unter ihnen hatten sogar schon Kinder. In so langer Zeit ändert sich auch in einem Dorfe Vieles. Die Aelteren scheiden dahin, an ihrer Stelle altern Andere. Die früher Bursche waren, werden gesetzte Hauswirthe, und es gibt nun an-

dere Burschen in der Schenke. So war dies auch in Bántornya. Die Kirche und die Schenke stehen an ihrem früheren Platze, und ein Fremder hätte demzufolge geglaubt, daß Alles beim Alten geblieben; wer aber hier geboren und aufgewachsen war, erkannte das Dorf kaum, so viel hatte sich darin geändert, seitdem wir es zum ersten Male sahen. Indeß nichts hatte sich in Bántornya's Gegend mehr geändert, als die Verhältniße Apostagi's.

Der Baum gedeiht, wenn er ruhig steht, des Menschen Glück, wenn er thätig arbeitet. Und Apostagi war nicht nur ein arbeitsamer Mensch, sondern auch außerordentlich glücklich. Alles, was er angriff, gelang ihm. Es ist wahr, daß er bei Allem stets wacker zugriff, und seine Hände nicht schonte; aber wenn seinen Ackergrund und seine Halb-Sessionen so viele Jahre hindurch kein Hagel traf, wenn seine Rinder und Schafe schöner als die Anderer auf der Gemeindeweide aufwuchsen, und er dieselben auf dem Markte besser verkaufte, so hielt Apostagi das Alles nur für Gottes Segen.

Statt einer Viertel-Session besaß er jetzt zwei ganze Sessionen, und nebenbei noch viele Felder und Pachtweiden, und so viel Vieh, daß ein Grundherr darauf hätte stolz sein dürfen.

Auch seinem Hause merkt man die Wohlhabenheit an. Der schindelgedeckte Stall, die Kukuruzscheuer, Alles zeugte von den guten Verhältnissen des Besitzers. Und wenn Apostagi, dessen Haar schon ins Graue spielt, sich vor sein Haus setzt, so lüftet selbst der Richter den Hut vor ihm.

Unter den Stadtleuten gibt die Frage: wer der Erste sei — Gelegenheit zu vielen Gehässigkeiten. Auf dem

Lande weiß das Jedermann. In Bántornya zum Beispiel hätte Apostagi selbst es nicht geläugnet, daß er der erste Bauer der Ortschaft sei. Wenn ein Städter sich jahrelang geplagt, um sich Geld, Einfluß, mit einem Worte eine ansehnliche Stellung zu verschaffen, und endlich sehr schwer sein Ziel erreichte, so würde er um die Welt Niemanden sagen, was er von sich hält; er verwahrt sich, wenn man von seinem Einfluß spricht, und wenn man sein Geld erwähnt, so schimpft er auf die schlechten Zeiten. In der Stadt findet man unter tausend Menschen kaum einen, der eingestehen würde, daß er glücklich sei; Jedermann ziert sich mit seinem Schmerze, mit seinen Täuschungen, als ob es ihm zum Ruhme gereichte, wenn er bei der geringsten Berührung aufschreit, und sich schon oft betrügen ließ. Der Landmann weiß, daß der kein guter Wirth ist, dessen Fechsung die schlechteste der Gegend ist; und deshalb findet Jeder einen und vielleicht den höchsten Genuß seines Vermögens darin, wenn er zur Zeit sich mit demselben brüsten kann.

János wurde für glücklich gehalten, und fühlte sich selig. Auch seine Frau, die, seit wir sie nicht gesehen, gerade so wie ihre Wirthschaft sich in die Breite ausgedehnt hatte, klagte höchstens darüber, daß das Haus zu stille war, seit sie vergangenen Herbst Mariska ausgeheiratet: aber bei dem Allen fühlte sie sich nicht befriedigt. Ihr Leid bestand darin, daß Juliska, die, seit sie dieselbe in's Haus genommen, eines der schönsten Mädchen des Dorfes geworden war, alle Arbeit so verrichtete, daß ihr selbst kaum etwas zu thun übrig blieb. Die arme Frau wußte manchmal nicht, was sie in ihrer Unruhe thun sollte. —

Und dann, was nützt uns all' unser Vermögen, wenn Stefan keine Frau nimmt? — Hätte ich eine Schwiegertochter, die recht willig wäre und sich langsam so in die Wirthschaft fände, wie Juliska: dann wäre ich wirklich eine beneidenswerthe Frau; so aber lastet der Sorge genug auf meinem armen Kopf.« So klagte sie oft den Nachbarfrauen, die tief aufseufzend darüber grübelten, was wohl die Ursache sein mochte, daß Pista bis jetzt noch keine gefunden, die ihm gepaßt hätte.

Auch der alte Apostagi zerbrach sich manchmal hierüber den Kopf. Er hatte aber in dieser Hinsicht ganz eigenthümliche Ansichten. »Wie wenn Pista blos deshalb nicht heiratet, weil er weiß, daß Du die nicht magst, die er liebt,« unterbrach er einmal, dazu Muth fassend, die gewohnten Klagen seiner Frau.

»Wann habe ich denn gesagt, daß ich die nicht mag, die Pista liebt?« sagte Frau Apostagi. »Anfänglich glaubte ich, er wolle blos die Tochter des Richters nicht; und ich selbst habe ihm's auch zehnmal gesagt, daß er meinetwegen welche immer nehmen könne. Es ist im ganzen Orte kein rechtschaffenes Mädchen mehr, das ich ihm nicht empfohlen hätte; aber er sagte immer, daß er die nicht mag und daß er lieber ledig bleibt, bevor er die nimmt.«

»Was hat er denn von Julis gesagt?« fragte Apostagi lächelnd.

»Ihr seid doch nicht etwa verrückt geworden?« fiel ihm Frau Apostagi etwas heftig ins Wort. »Julis ist ein gutes, rechtschaffenes Mädchen, aber es ist doch eine verrückte Idee, daß sie meine Schwiegertochter sein soll!«

»Ich halte es nicht für so verrückt,« sagte Apostagi ruhig.

»Dann ist euer Sohn klüger als Ihr,« sagte Frau Apostagi; »denn als ich eben davon mit der Frau Nachbarin sprach, und er unvermuthet in die Stube trat, sagte ich ihm, wovon die Rede sei.«

»Nun, und was sagte Pista?«

»Eine Zeit lang sagte er gar nichts; er stand da, als ob wir gar nicht von ihm gesprochen hätten. Dann als ich mit der Frau Nachbarin weiter sprach, und ihr sagte, welche Thorheit es sei, daß Pista ein Mädchen nehmen soll, dessen Vater und Mutter Niemand kennt: da sagte er, daß das alles unnützes Gerede sei, weil er vielleicht niemals heiraten werde.«

»Ich will's glauben, wenn Du so vor ihm gesprochen hast,« sagte Apostagi. »Pista ist ein guter Bursche, und würde seine Eltern um die Welt nicht betrüben; aber deßhalb würde ich doch meine beste Melkkuh darum verwetten, daß der Junge doch nur Julis liebt.«

»Narrheit! Julis liebt den Pista, wie ihn Mariska und seine anderen Schwestern lieben. Pista sieht sie auch nur so an. Neulich sagte er auch, daß wir heute morgen daran denken müssen, sie zu verheiraten. Und wenn er sie liebte, würde er doch davon nicht sprechen, auch bliebe er nicht so lange auf der Tanya (Vorwerk), daß er oft wochenlang nicht nach Hause kommt.«

»Das ist auch wahr,« sagte Apostagi. »Der Bursche hat sich seit einiger Zeit ganz verändert; aber dennoch —«

Gerade in diesem Augenblicke trat Julis in die Stube, und machte dadurch dem Gespräch ein Ende.

Vollkommen war indeß der alte Apostagi doch nicht von den Ansichten seiner Frau überzeugt, und obwohl er als friedliebender Mensch über diesen Gegenstand nicht ferner disputirte, so beobachtete er doch das Betragen Pista's und Juliska's mit desto größerer Aufmerksamkeit. Man muß gestehen, es schien aus Allem hervorzugehen, daß die Frau hierin wieder Recht hatte. Julis war weder lustiger noch trauriger als früher, sie arbeitete des Tages, schlief bei Nacht, und zeigte ihre Liebe zu Pista so offen, wie wenn er eben nur ihr Bruder wäre. — Pista war düsterer, verbrachte mehr Zeit auf der Tanya, ging lieber auf die Märkte, und blieb überhaupt nicht gern zu Hause; aber es ist klar, daß Julis daran nicht Schuld war. Sprach sie doch kaum mit ihm. Anfangs ärgerte sich der Alte über Pista's Betragen, bald begann er zu befürchten, daß Pista — wie sein anderer Sohn -- auch zu den Husaren gehen, und seinem Vater die ganze Wirthschaft auf den Hals laden werde.

So geschah es, daß Allem Segen zu trotz, den Gott über Apostagi's Haus gestreut, seit einiger Zeit keine besondere Zufriedenheit darin zu finden war. So wie oft in Sommertagen keine Wolke zu sehen, und der Himmel dennoch nicht rein ist: so war es hier. Der alte Apostagi fühlte, daß nicht Alles so war, wie es sein sollte; und Pista kam noch seltener nach Hause, seitdem seine Mutter ihn fort und fort zum Heiraten drängte. Frau Apostagi aber klagte es dem ganzen Dorfe, daß sie trotz ihrer fünf Kinder jetzt verlassen wäre, wenn sie nicht Julis in's Haus genommen hätte.

Eingebildete Leiden heilt nichts sicherer, als wenn

man in wirkliche Leiden verfällt. Und das Schicksal sorgt meistens für diese Arznei.

Je laubreicher der Baum ist, desto weniger kann er es vermeiden, daß er von Zeit zu Zeit tüchtig geschüttelt werde. So überraschte plötzlich Apostagi die Nachricht, daß Pista auf der Tanya krank liege, und nicht nach Hause kommen könne.

Eine alte Zigeunerin brachte die Nachricht, die, eben vom benachbarten Dorfe heimkehrend, in Apostagis Tanya einkehrte, und Pista dort schon auf dem Lager fand.

»Was sagt Ihr,« sagte Apostagi, »Pista kann nicht nach Hause kommen? Er hat ja sein Pferd dort. Oder er hat doch nicht etwa den Fuß gebrochen, wie ich vor fünfzehn Jahren?«

»Nein, das nicht,« sagte die Zigeunerin, »aber er lebt kaum. Er spricht auch irre. Wie er mich sah, bat er mich, ich möge zu Euch gehen, und Euch sagen, daß er krank sei, aber gleich darauf sprach er so sonderbares Zeug, daß ich ihn nicht einmal verstand. Ich heizte schnell die Stube und eilte hierher. Der Arme hat kein Bett, gar nichts.«

Apostagi konnte nicht begreifen, wie es möglich sei, daß ein Mensch, wenn er ein Pferd und seinen Fuß nicht gebrochen hat, nicht von der Tanya nach Hause kommen könne; aber desto mehr erschrak er bei dieser Nachricht, und ging sogleich, den Wagen anzuspannen.

Während Apostagi die Pferde schirrte, legte Julis Wäsche und Bettzeug und Alles, was ein Kranker nöthig haben könnte, auf den Wagen, sie selbst aber knüpfte ein

Tuch um den Kopf, und stand in ihrer kleinen Bunda neben dem Wagen.

»Ich fahre allein hinaus,« sagte Apostagi, als die Pferde schon eingespannt waren; »sage der Mutter, wenn sie nach Hause kommt, weshalb ich hinaus bin. Abends komme ich mit Pista zusammen nach Hause.«

»Die Schmiedin kann ihr das auch sagen,« antwortete Julis. »Wenn Ihr nichts dagegen habt, so gehe ich mit hinaus, wenigstens kann ich ihm ein bischen Suppe kochen. Die Schmiedin hat ohnehin erzählt, daß Pista meinen Namen oft ausgesprochen hätte, wie wenn er mich riefe.«

»Nun, so setze Dich auf,« sagte János; »Mittag ist vorüber, wir müssen eilen.« Und Julis hatte sich noch kaum unter den im Wagen aufgehäuften Decken und Polstern zurecht gesetzt, als János, auf die Pferde lospeitschend, aus dem Hofe fuhr.

Zur Sommerszeit, wenn die Saaten von Bántornya grünen, und auf der großen Weide viele hundert Stück Rinder und Pferde umhergehen, liegt Apostagi's Tanya sehr schön. Das kleine Haus und die Ställe nehmen sich sehr hübsch aus unter dem Schatten der blühenden Akazien. Viele glückliche Stunden hatte Apostagi hier verbracht, seit er diesen Grund gekauft; es schien ihm, daß im ganzen Alföld kein Ort sei, von wo aus sich eine weitere und schönere Aussicht darböte, als aus der Ecke seines Stalles. Jedoch gegen Ende Februar verlor das kleine Haus, unter laublosen Bäumen mit einem leeren Storchenneste am Dache, das Ansehen der Wohnlichkeit.

»Man könnte hier wahrlich sterben, ohne daß man

es im Dorfe wüßte,« sagte Apostagi, als er, zum Hause kommend, seine dampfenden Pferde zum Stehen brachte. Dieser Gedanke ging ihm heute zum ersten Male in seinem Leben durch den Kopf, und er hat sich vielleicht niemals so niedergeschlagen gefühlt wie jetzt, als er die Pferde ausspannte, und sich seinem kranken Sohne näherte.

Er fand Pista nicht in einem solchen Zustande, der die Besorgniß, welche die Nachricht von seiner Krankheit hervorgebracht, hätte zerstreuen können. Der verschmierte Ofen war, und zwar ein wenig stark, geheizt; sonst aber entbehrte die Stube jede weitere Bequemlichkeit. Wie es schien, schlief der Kranke.

»Schau' nur, Juliska, wie er aussieht,« sagte Apostagi traurig.

»Und wie er liegt,« seufzte Julis. »Es ist nicht einmal Wasser in der Stube. Nichts, was ein kranker Mensch nöthig hat.«

Sodann ging Julis hinaus, trug die auf dem Wagen mitgebrachten Sachen nach einander herein, ging dann um frisches Stroh, und machte sich an die Bereitung eines frischen Bettes, während der alte Apostagi, seine Augen auf seinen Sohn heftend, nicht wußte, was er in seinem Schmerz beginnen soll.

In kurzer Zeit kam der Kranke zu sich. Er erzählte, daß er sich schon auf dem Markte unwohl gefühlt, und wie er auf dem kürzeren Wege direct auf die Tanya zureitend unterwegs so krank wurde, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte, bis er hierher gelangte. Was seitdem mit ihm geschehen, wisse er nicht, er erinnere sich nur, daß er öfter aufstehen wollte, aber nicht so viel Kraft hatte,

daß er auch nur zur Thür hätte gehen können, bis endlich die Zigeunerin bei ihm war und den Ofen heizte.

Bei der Erinnerung an die Zigeunerin verwirrten sich wieder die Ideen des Kranken. Bewußtlos sank er auf seine Lagerstätte zurück, und stammelte unzusammenhängende Worte, während sich an seinem ganzen Wesen die qualvolle Unruhe des Fiebers zeigte.

»Ich weiß nicht einmal, wie wir ihn nach Hause bringen,« sagte Apostagi in höchster Unruhe, seiner nicht mächtig.

»Wohin denkt Ihr auch,« entgegnete Julis, die indeß Pista ein Bett gemacht, Wasser gebracht, das kleine Fenster von den Spinngeweben gereinigt, und das Feuer im Ofen geschürt hatte — »Ihr werdet ihn doch nicht so krank nach Hause führen. Es bläst ein kalter Wind, und wie ich sehe, beginnt es auch zu schneien. Helft mir jetzt, daß wir Pista in's Bett bringen, dann eilt nach Hause und sagt der Frau Mutter, daß sie Fleisch und Grünzeug schicke, damit ich eurem Sohne Suppe koche. Wenn Ihr aber noch heute Abend oder morgen Früh herauskommt, so bringt die alte Frau Galamboſi mit, die versteht das Räuchern und Schmieren, sie wird nothwendig sein, denn Pista ist schon sehr krank.«

»Du hast Recht,« sagte der Alte, »ich komme noch vor Mitternacht zurück.«

Nachdem Apostagi fortgefahren, setzte sich Julis zum Kranken. Die widerstreitendsten Gefühle erfüllten ihr Herz. Ohne Zweifel bedauerte sie Pista. So oft sie ihn ansah, fühlte sie ihr Herz beklommen, und sie hätte, ich weiß nicht was darum gegeben, wenn sie statt Pista hätte krank sein,

leiden, ja sogar, wenn's sein müßte, hätte sterben können; und dennoch fühlte sie sich zugleich auch glücklich. Es that ihrem Herzen unendlich wohl, daß sie für Pista sorgen, ihm die Kissen in Ordnung bringen, ihm Wasser geben, und ihre Hände auf seine heiße Stirne legen durfte. Sie wünschte, daß der alte Apostagi je früher mit der Frau Galambosi kommen möchte, zu deren Quacksalberei sie viel Vertrauen hatte; und dennoch freute sie sich, wenn sie bedachte, daß bis zum nächsten Morgen kaum Jemand in dem fürchterlichen Schneegestöber kommen könne. Zu unendlicher Beruhigung diente ihr der Gedanke, daß ihr wenigstens bis morgen Früh Niemand den Platz nehmen könne, den sie am Bette des Kranken einnahm, und dennoch war sie vielleicht in ihrem Leben nicht so unruhig gewesen.

Es konnte auch nicht anders sein. Julis war ihr ganzes Leben hindurch ein fleißiges Mädchen gewesen. Die alte Frau Apostagi ließ sie auch nicht einen Augenblick müßig gehen, und jetzt saß sie Stundenlang neben Pista, und hatte nicht einmal ihren Spinnrocken mitgebracht, damit sie wenigstens spinnen konnte. Es gibt Menschen, welche an's Nachdenken gewohnt sind, bei denen es zum Beruf geworden ist, Tage lang über die Welt und ihr eignes Ich zu träumen, und die dabei fett werden; aber ganz was Anderes ist es, wenn ein Mensch, der sein ganzes Leben hindurch gearbeitet, einmal ohne Arbeit bleibt und auf seine eigenen Gedanken angewiesen ist.

Bei dem Krankenbette kam ihr vor Allem ihr eigener Vater in den Sinn. Sie selbst erinnerte sich nicht mehr an ihn, aber der alte Apostagi hatte sie oft zum Grabe desselben

geführt und ihr umständlich erzählt, wie er gestorben. Sie sah den Schafstall, wo ihr Vater damals lag, Apostagi zeigte ihr auch den Platz, wo er Kukuruz gerebelt, und von wo Pista ihn zum Sterbenden geführt. »Wenn Pista nicht dort ist,« sagte der Alte oft, »so bemerke ich vielleicht nicht einmal, daß dein Vater krank ist, und ich glaube kaum, daß Du je in unser Haus gekommen wärest.« — »Mein armer Vater, wie unglücklich mochtest du dich fühlen,« dachte Julis jetzt bei sich, »während ich von deinem Leide nichts wußte und heiter an deiner erbärmlichen Lagerstätte spielte. Du wärest vielleicht in deiner Todesstunde verzweifelt, wäre Pista nicht dort gewesen. Ihm verdankest Du deine letzte Freude, und ich ihm Alles —« Julis hatte ohne Zweifel dem alten Apostagi und seiner Frau viel zu danken; sie war auch dankbar gegen sie; wenn sie aber jetzt bei Pista's Bett an das Vergangene zurückdachte, so kam ihr doch nur immer Pista in den Sinn. János hatte das Brod erworben, bei dem sie aufgewachsen, und seine Frau schnitt es auf; aber sie sah in ihrer Einbildung nur Pista, der ihr es so oft darreichte, und, seit sie in Apostagi's Haus gekommen, immer so freundlich, so gutherzig gegen sie war — « Schrecklich viel schulde ich Pista, ich weiß auch nicht, wie ich es ihm jemals danken werde,« dachte sie bei sich, und sie dachte so viel über diesen Gegenstand, spann den Faden ihrer Einbildung so lange, daß sie nicht einmal wahrnahm, daß es inzwischen ganz finster wurde.

Ein Seufzer des Kranken weckte sie aus ihren Träumereien. Sie zündete die Lampe an, ging hinaus, legte frisches Stroh in den Ofen und sah sich um, ob sie denn keine Arbeit im Zimmer fände. Endlich mußte sie sich doch

niedersetzen, und sie setzte sich Pista zu Füßen, — ein Sessel war doch ohnehin nicht in der Stube, und bei dem matten Lichte der Lampe konnte sie auf den Kranken nirgendwo anders besser Acht geben.

Lange sah sie auf Pista. Wäre sein Athem nicht rascher als sonst, so könnte man seine Krankheit kaum wahrnehmen. Sein Gesicht war durch das Fieber mehr geröthet als gewöhnlich, jedoch ohne den Ausdruck des Schmerzes, ja manchmal schien es sogar zu lächeln. Julis kamen die schöneren Tage in den Sinn, wie sie Pista beim letzten Schnitt das Essen aus dem Dorfe brachte. — Ihre Phantasie schweifte weit in Vergangenheit und Zukunft unter Dingen, die geschehen, und solchen, die hätten geschehen können, und bezüglich welcher es Schade ist, daß sie nicht so geschehen sind. Wie schön wäre es zum Beispiel, wenn Pista jetzt, an statt krank zu sein, nur auf den Debreziner oder Arader Markt gegangen wäre. Julis erwartet ihn schon lange, und endlich spät Abends im Schneegestöber, wenn niemand daran gedacht, fällt er nur so plötzlich in die Stube, und sagt, während er seine Bunda abschüttelt, daß er hungrig sei. Julis geht in die Küche hinaus und fängt zu kochen an. Sie überdachte alle Speisen, die Pista gerne aß, und auf welche Art sie selbe zu bereiten pflegte. wie sie sie hineinbringt, und was sie Alles während des Essens spricht, bis Pista sich zuletzt niederlegt, und Julis zum Spinnrocken greifend, neben dem Schlafenden spinnt.

Alles das hätte auf der Tanya des alten Apostagi in eben derselben Stube geschehen können, in der Julis jetzt saß. Alles war so ruhig, so heimlich in der Stube. Draußen heulte der Wind, und der Schnee schlug zischend

an die Scheiben des kleinen Fensters, aber der Ofen verbreitete freundliche Wärme, und die Lampe flackerte nur manchmal etwas stärker. Es war nichts, was Julis in ihren Träumereien hätte stören können, und sie war so sehr in ihre Gedanken versunken, daß es ihr zuletzt schien, als ob dies alles wirklich geschehen wäre, als wenn sie wirklich — Pista's Frau wäre.

Julis erschrak selbst vor dem Gedanken, aber derselbe kehrte zurück, was sie auch thun, wohin immer sie blicken mochte; sie konnte ihn auf keine Weise los werden, bis die stets wachsende Unruhe des Kranken sie aus ihren Träumereien riß. Pista's Athem wurde seit einiger Zeit rascher, sein Schlaf unruhiger. Er warf sich hin und her in seinem Bette, als ob er keinen Platz fände. Julis begleitete mit theilnehmender Aufmerksamkeit jede Bewegung des Kranken. Er war nicht bei sich und redete fort und fort irre. Bald dachte er sich in Debrezin, bald daheim, bald war sein Geist wieder bei seinem Bruder, im Lager, unter den Husaren. In seiner Rede war gar kein Zusammenhang, selbst Juliska verstand, trotz all ihrer Aufmerksamkeit, manchmal kein Wort von dem, was er sprach. Nur in einer Beziehung konnte kein Zweifel sein, nämlich daß ihr Name in seinen Reden vorkam. Wie, wenn das Mädchen, das einem Schutzengel gleich am Bette des Kranken stand, auch einen lindernden Schatten auf seine Fieber-Phantasien werfen, und mit ihrem sanften Gesicht die Schreckbilder seines heißen Gehirnes vertreiben würde? Und schrecklich mochten die Träume gewesen sein, die Pista quälten. Er bebte zusammen, schrie auf, manchmal setzte er sich, mit dem Ausdrucke des Schreckens in den

Zügen, im Bette auf, als wollte er aufspringen. Julis tröstete ihn, thut es doch dem Weibe so wohl, wenn es trösten und beten kann, und obwohl der Kranke ihre Worte nicht verstand, so wirkte doch die Stimme, wie es schien, beruhigend auf ihn, jedoch nur auf einen Augenblick; die quälenden Phantasien kehrten stets neuerdings und immer in schrecklicherer Gestalt zurück. Das arme Mädchen wußte sich zuletzt nicht zu helfen. Sie fürchtete jeden Augenblick, daß der Kranke aufstehen werde, und nach der Kraft zu urtheilen, mit der er während seines Redens manchmal ihren Arm ergriff, wußte sie, daß sie nicht im Stande sein würde, ihn mit Gewalt zurückzuhalten.

»Nein, nein, ich verlasse sie nicht!« schrie Pista, sich im Bette aufsetzend. »Ich bleibe bei Julis. Mein Bruder ist zu den Soldaten gegangen, ich gehe nicht, und wenn auch das ganze Dorf über mich kommt, gehe ich doch nicht.«

»Sei ruhig,« sagte Julis, tief ergriffen, »man will Dich ja nicht fortnehmen.«

»Alle, Alle sind schlechte Menschen. Sie sagen, Du seist ein armes Mädchen, und Sie wüßten nicht einmal den Namen deines Vaters. Was kümmert's mich! Ich habe vier Ochsen. Nicht wahr, Vater? Aber was schüttelt Ihr den Kopf. Ich gehe nicht fort, nein, nicht um alle Schätze der Welt.«

»Sei nur ruhig, Pista,« sprach Julis dazwischen; »Du siehst ja, es thut Dir Niemand was zu Leide, wir sind ja allein.«

»Geh' nicht weg, Julis,« sagte Pista, der, wie es

schien, die letzten Worte verstanden hatte. »Geh' Du nicht auch fort, ich bin sehr müde.«

»Ich gehe ja nicht, ich verlasse Dich ja nicht,« sagte Julis mit zitternder Stimme, während ihre Augen in Thränen schwammen. »Ich bleibe bei Dir.«

»Bei mir,« sagte der Kranke, die Hand des zitternden Mädchens drückend; »Julis, nicht wahr, Du bleibst bei mir bis zu meinem Tode?«

»Bis zu deinem Tode,« sagte Julis, tief ergriffen.

Pista wußte nicht, was er sprach, aber das Mädchen fühlte es, daß sie jetzt ein Gelöbniß gethan.

»Bis an meinen Tod, bis an deinen Tod!« wiederholte Pista einige Male nacheinander leise, und ruhig die Augen schließend, verfiel er, wie es schien, wieder in Schlaf.

Julis saß zu seinen Füßen und weinte.

II.

Wie manchmal auch die Frau einsieht, daß ihr Mann Recht hat.

Als am andern Tage der alte Apostagi mit seiner Frau und Frau Galambos auf die Tanya kam, war Pista noch nicht erwacht. Frau Apostagi schlug erschrocken die Hände zusammen, als sie ihren Sohn in solchem Zustande sah.

»Mein Gott, wer hätte das gedacht,« sagte die unglückliche Frau. »Uebermorgen wird es eine Woche, daß er fort ist, und er ist kaum zu erkennen.«

Frau Apostagi hatte Recht. Pista hatte sich in dieser kurzen Zeit sehr verändert, und trotz alledem, wer in Ju-

li's Herz hätte blicken können, hätte sich überzeugt, daß hier noch eine größere Veränderung vor sich gegangen. Sie war auch jetzt ein sanftes, fleißiges Mädchen, wie immer. Seitdem die Mutter den Platz beim Kranken einnahm, sah sie nach der Wirthschaft, ordnete und reinigte, und nicht nur die Stube, in welcher Pista lag, sondern auch die Küche und das ganze Haus erschien trotz alles Mangels an Möblirung wohnlicher und bequemer. In ihrem Betragen war kein Unterschied wahrzunehmen, und dennoch fühlte sie sich ganz wie ausgewechselt.

Vielleicht liebte sie Pista erst jetzt? Ich könnte es nicht mit voller Bestimmtheit sagen. Auch früher hatte sie zu Niemanden herzlicher gesprochen, Niemanden lieber bedient, bei Niemanden rascher gearbeitet. Näher als er stand Niemand ihrem Herzen, mit Einem Worte, es war Keiner, den sie mehr liebte, als Pista, aber das Bewußtsein dieses Gefühles war erst jetzt in ihrem Herzen erwacht, und daher die große Veränderung. — Lange bevor die Sonne aufgeht, ist die Landschaft hell, aber wenn gleich von dem ersten Morgengrauen an alles Licht nur von der Sonne kömmt, welch' ein majestätischer Anblick ist es, wenn dieses strahlende Gestirn an unserem Horizonte endlich ganz auftaucht, und seine ersten Strahlen über die Gegend verbreitend, die Vögel zum Gesange, die Menschen zur Arbeit ruft. Erst von diesem Augenblicke an erhält jeder Gegenstand seine Lichtseite; der Thau, der die ganze Nacht hindurch auf's Feld sich gesenkt, funkelt und perlt erst jetzt auf jedem Blatte und Grashalm, jetzt erst fühlen wir, daß ein neuer Tag beginnt, und wir beginnen ein neues Leben. So ist auch der Augenblick, in dem das Herz zum Bewußt-

sein seiner Liebe gelangt. Julis war erstaunt, beinahe betäubt; sie hätte es selbst nicht sagen können, ob es Wonne oder Schmerz sei, was ihr Herz beengt und ihre Augen mit Thränen füllt, sie wußte nur, daß sie das, was sie fühlte, nicht um eine Welt Jemanden sagen würde.

Unter anderen Verhältnissen hätte sie ihre Liebe vielleicht bekämpft, vielleicht sogar überwunden. Sie, das Waisenmädchen, die man aus Erbarmen aufgenommen, wie hätte sie ihr Auge nach dem Sohne des begütertsten Bauers erheben können! Aber jetzt, da Pista sehr krank darniederlag, und Frau Galambos, ja selbst der Comitatsarzt sagte, daß wenig Hoffnung auf sein Aufkommen sei, jetzt, da von ihnen Beiden Julis sich für reicher halten konnte, reicher an Leben, an Gesundheit, und da sie alle diese Schätze hätte hingeben mögen, um dem Geliebten zu helfen, warum sollte sie jetzt ihre Liebe bekämpfen? Hier steht sie doch Niemanden im Wege.

Schwere Tage vergingen, während welcher in Pista's Zustand gar keine Aenderung eintrat. Der alte Apostagi und dessen Frau ermüdeten beim Krankenbette ihres Sohnes; selbst Frau Galambos, die seit dem Tode ihres Mannes viele Nächte und Tage bei Kranken verbracht hatte, fühlte ihre Kraft schwinden. Nur Julis ermüdete nicht. Wenn sie lange Nächte hindurch zu den Füßen des Kranken saß, und man in der Stille nur den Regen, der an's Fenster schlug, und den Athem des alten Apostagi hörte, öffnete Pista seine Augen und heftete sie auf Julis. Ein solcher Blick schien reiche Belohnung für die durchwachten Nächte. Julis fühlte keine Ermüdung. Ihre Ju-

gend hielt ihre Hoffnung aufrecht, und die Liebe gab ihr Kraft.

Nach drei unter qualvollem Bangen verbrachten Wochen siegte endlich Pista's Lebenskraft. Der Comitatsarzt erklärte den Kranken außer Gefahr, aber es verfloßen noch Wochen, bis die gebrochene Kraft des Jünglings so weit wieder zurückgekehrt war, daß er wieder seine gewohnte Lebensweise fortsetzen konnte.

Als Frau Apostagi ihren Sohn außer Gefahr sah, begann sie wieder nach ihrer Wirthschaft zu schauen, und kehrte in's Dorf zurück. János beschäftigte sich mit dem Frühjahrsanbau, und kam in die Tanya nur um zu schlafen, oder wenn er die Ochsen Mittags fütterte. Pista verbrachte indeß seine Zeit mit Julis, und wünschte sich gar keine andere Gesellschaft.

Wenn er von der Bank, die vor dem Hause stand, wo er an schönen Tagen manchmal ein paar Stunden die warmen Strahlen der Frühlingssonne genoß, in seine Behausung zurückkehrte, und in der Küche Juliska's Gestalt vor ihm stand: da schien ihm das Haus nicht finster und nieder, ja er fühlte sich sogar nirgends so heimisch. Niemals war er zufriedener, als wenn er mit seiner kleinen Wirthin allein sein konnte. Und dennoch gab es Stunden, in denen Pista traurig und unruhig schien; ja je mehr sich seine Gesundheit besserte, desto mehr wuchs auch seine Unruhe.

So war es auch eines Tages Nachmittags. Es war gegen Ende März. Das Feld begann wieder zu grünen, und die Sonne schien glänzend vom Himmel herab; aber wenngleich der alte Apostagi sich ob des Windes sehr

freute, der die Erde austrocknete, und dadurch das Pflügen erleichterte, so war derselbe dennoch zu stark, als daß man hätte säen können, oder daß ein Mensch, der vor zwei Wochen dem Rachen des Todes entkommen, sich demselben hätte aussetzen können. Pista verbrachte den ganzen Tag in der Stube. Julis that Alles, um ihn aufzuheitern, doch vergebens. Sie sang ihm seine liebsten Lieder, aber weder das

»Die Hütte brennt, es knistert das Rohr«

noch das

»Braunes Füllen u. s. w.«

that heute seine gewohnte Wirkung. Damit die Zeit schneller vergehe, brachte Julis einige Körbe Kukuruz in die Stube, Pista aber half ihr nicht beim Rebeln, und saß eine Zeit lang tief in Gedanken versunken auf der Ofenbank; später stand er auf, ging einigemale auf und ab, als ob er Juliska's Gegenwart gar nicht bemerkte, stellte sich an's kleine Fenster, obwohl er durch dasselbe außer den laublosen Acacien und dem Ziehbrunnen höchstens die auf dem Felde vom Winde umhergetriebenen dürren Halme sah.

»Warum bist Du traurig, Pista?« sprach endlich Julis, als er wieder seinen alten Platz neben dem Ofen einahm.

»Ich bin nicht traurig!« antwortete Pista seufzend.

»Du langweilst Dich. Habe nur noch einige Tage Geduld, und Du kannst wieder so leben wie früher.

»Ich langweile mich wahrlich nicht,« sagte Pista wieder aufseufzend.

»Also was fehlt Dir?«

Wenn man ihn todtgeschlagen hätte, so hätte Pista auch nicht in diesem Augenblicke sagen können, was ihm

fehle, und dennoch war ihm sein Herz in seinem Leben nicht beklommener als jetzt, wenn er aufblickend, dem theilnehmenden Blicke Juliska's begegnete.

»Du bist ein gutes Mädchen, Julis,« sagte er tief gerührt.

»Was fällt Dir da ein!«

»Du bist ein gutes Mädchen,« fuhr Pista fort. »Meine Mutter und das ganze Dorf sagen es auch. Eine Schwester würde nicht die Hälfte von dem thun, was Du für mich in meiner Krankheit gethan.«

»Ob sie's thun würde!« sagte Julis, auf welche der Ton, in dem Pista sprach, nicht ohne Wirkung blieb.

»Ich sage, sie würde es nicht thun,« sagte Pista. »Mein Vater hat es auch gesagt. Die ganze Zeit hindurch hast Du Dich von meinem Bette nicht entfernt, obwohl Du vom Arzte wußtest, daß meine Krankheit ansteckend sei. Wie, wenn Du in meine Krankheit verfällst, und ich gesund werde, Du aber stirbst!«

Pista sprach diese Worte beinahe vorwurfsvoll.

»Um mich wäre ohnehin nicht sehr Schade gewesen,« sagte Julis. »Du hast Vater und Mutter. Dich würden Viele beweinen, aber mich?«

»Rede nicht dergleichen, denn Du erzürnst mich,« fiel ihr Pista in's Wort, und er schien sich wirklich zu ärgern, nur daß in diesem Zorne nichts war, was Julis hätte erschrecken können.

»Du würdest mich bedauern,« sagte Julis gefühlvoll. »Und auch deinem Vater und deiner Mutter käme ich manchmal in den Sinn, aber am Ende bin ich doch nur eine Fremde unter Euch, die man höchstens aus Mitleid

nach ihrem Tode beweint, so wie man mich aus Erbarmen hält, so lange ich lebe.«

»Weißt Du was?« sagte Pista, von der Bank aufstehend, »ich nehme Dich zum Weibe, und dann kann Dich Niemand mehr im Dorfe fremd nennen.«

»Wohin denkst Du?« sagte Julis, die bei diesen Worten glühend roth wurde. »Scherze nicht, Pista.«

»Ich scherze auch nicht,« fuhr Pista fort, und man erkannte aus seiner Stimme seine Gemüthsbewegung. »Ich mag in meiner Krankheit viel verkehrtes Zeug gesprochen haben. Mein Verstand war auch irre, aber trotz alldem sah ich manchmal Alles klar, so wie ich Dich jetzt sehe. Tag und Nacht saßest Du an meinem Bette, und es that mir so wohl, daß Du in meiner Nähe warst, ich kann Dir's gar nicht sagen, wie wohl es mir that. Ich fühlte, daß ich sehr krank sei, es fiel mir auch ein, daß ich vielleicht sterbe; wenn ich aber auf Dich schaute, wenn ich deine süße Stimme vernahm, so schien mir's, daß mir gar nichts fehlen könne, so lange Du bei mir bleibst. Ich nahm mir vor, wenn mich Gott am Leben erhält, Dich zum Weibe zu nehmen. Glaube mir, Julis, Niemand in der Welt kann Dich mehr lieben.«

»Ich glaube es und weiß auch, daß auch Dich Niemand mehr lieben kann, als ich. Ich verlasse Dich auch nicht, so lange ich lebe, und wenn Du's erlaubst, so will ich Dir dienen bis zu meinem Tode, wie ich bei deinem Vater gedient, aber wie solltest Du mich zum Weibe nehmen? Dein Vater ist ein reicher Mann, er kann noch Richter werden, und ich weiß nicht einmal, wie mein Vater hieß. Was würde János sagen? Und deine Mutter?«

»Ich sage nur,« so klang die tiefe Stimme des alten Apostagi, »daß Pista Recht hat; er hätte auch nichts Klügeres thun können. Wenn's sein muß, so mache ich selbst den Brautwerber.«

Pista und Julis wandten sich überrascht um. János stand lachend in der Thür. Niemals war mehr Freude auf eines Menschen Antlitz ausgedrückt, als in diesem Augenblicke auf dem des alten Apostagi.

»Euretwegen könnte man auch das Haus forttragen,« sagte er lachend. »Bis in die Küche bin ich gekommen, ohne daß Ihr mich bemerkt hättet. Die Stubenthür stand offen, ich kam bis an die Schwelle und lauschte. Nun Ihr werdet schon besser Acht geben, wenn Ihr ein Paar sein werdet.«

»Ich wußte, daß Ihr nicht dagegen sein würdet,« sagte Pista.

»Deine Mutter denkt auch ganz so wie ich,« fiel ihm Apostagi in's Wort. »Wir haben erst gestern von der Sache gesprochen. Ihr beide habt hier den Kukuruz gerebelt, deine Mutter räumte in der Kammer auf, ich kam eben zum Herd, mir die Pfeife anzuzünden. »Seht nur her,« sagte meine Frau zu mir, »wie schön Julis Alles in der Kammer in Ordnung gebracht hat.« — »Wahrhaftig, Alles ist schön in Ordnung,« sage ich. — »Es sind keine vier Wochen, daß sie hier ist,« sagte sie, »und den ganzen Tag über saß sie doch bei Pista, und das Haus ist nicht zum erkennen.« — »Weißt Du was,« sage ich, »es wird doch das Klügste sein, wenn Pista Julis nimmt.« — Hierauf sprach deine Mutter lange nichts; dann sagte sie: »Des Richters Tochter wäre vielleicht denn doch besser.« — »Wieso, besser?« sage ich; »des

Richters Tochter ist nicht eine halb so gute Wirthin. Dann, endlich muß man doch Julis ausheiraten, und dann weiß ich auch nicht, wie Du deine Sachen ohne sie führen wirst.« —»Was sagt Ihr!« sprach sie.—»Nun es ist das Klügste,« sage ich, daß Pista sie nimmt, damit sie im Hause bleibe.« — »Es ist doch fatal,« sagte sie, »daß wir weder ihren Vater noch ihre Mutter kannten, und nicht einmal wissen, von wo sie her ist.« »Aber das weißt Du,« sagte ich, »daß kein Mädchen im Dorfe arbeitsamer ist. Und ich weiß, daß die Kinder einander lieben. Wir haben uns genug geplagt,« sagte ich; »Pista steht auf des Richters Mädchen nicht an, er kann von eigenen Mitteln leben.« —»Das ist auch wahr,« sagte deine Mutter, »und wenn die Kinder einander lieben, so mit Gott denn, je früher.«

Mit welchen Gefühlen Pista und besonders Julis die einfache Erzählung des alten Apostagi anhörten, was sie empfanden, als der Jüngling jetzt zum ersten Male das erröthende Mädchen als Braut an seine Brust drückte, wenn ich es auch wüßte, ich wäre unfähig es zu beschreiben. So viel ist gewiß, daß Pista, ganz der Meinung der Frau Apostagi beistimmend, den Herbst nicht erwartete, und gleich nach der Ernte Hochzeit machte; seit Menschengedenken hatte man in Bántornya keine schönere Hochzeit gesehen. Nichts fehlte bei der Feierlichkeit, selbst nicht die Thränen der Braut. Julis weinte, wie das bei der Trauung Sitte ist, aber vor Freude.

* * *

Mehrere Jahre sind seitdem verflossen, und in Bántornya hat sich wieder Vieles geändert; ja selbst in Apostagi's Hause. Der alte János wurde zuletzt wirklich Richter, und ging der Wirthschaft weniger nach wie früher. Frau Apostagi klagt nicht mehr über die Stille des Hauses, seitdem der Lärm ihrer Enkelkinder den Hof erfüllt. Und sowohl sie als auch ihr Gatte alterten, aber die Hauptsache blieb: die Alten fühlten sich glücklicher als in ihren jüngeren Tagen.

»Ihr habt doch Recht gehabt,« sagte die alte Frau Apostagi eines Sonntag Abends zu ihrem Manne, mit dem sie auf der Bank vor dem Hause saß. »Wir hätten für Pista keine bessere Frau finden können.«

»Wohl dem, der eine bekommt, die arbeiten und lieben kann,« sagte Apostagi. »Julis war immer ein braves Mädchen. Wie wenn sie Gottes Segen mit sich gebracht hätte; seitdem sie zu uns in's Haus gekommen, ist Alles in ihrer Hand gediehen.«

»Und was habe ich mich anfangs geärgert, wie Du sie brachtest,« sagte Frau Apostagi nachdenkend. »Aber wer hätte es auch geglaubt, wenn man so viel Undank auf dieser Welt erfährt.«

»Laß sein, Susi, es ist nicht so viel daran, wie der Herr Notar zu sagen pflegt. Mit der Wohlthat geht es so wie mit der Saat. Wenn wir säen, verfaulen viele Samenkörner in der Erde, viele erfrieren, und viele trocknen aus, und ein Theil des Samens bringt keine Aehren. Wenn man im vorhinein wüßte, welcher Same nicht aufgeht, so wäre keiner so thöricht ihn zu säen. Weil dies aber Niemand im voraus sagen kann, so streut der kluge Mann die Saat etwas dichter; denn so viel ist gewiß,

daß, wer nicht säet, auch nicht erntet. Und sieh, Susi, ich bin ein alter Landwirth, ich weiß mich an schlechte Fechsungen zu erinnern, aber kaum erinnere ich mich an eine solche, wo wir im Durchschnitte nicht wenigstens die Aussaat zurückbekommen hätten.« —

Ende.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

In demselben Verlage sind erschienen:

Alexander Dumas' neueste Werke:

Liebesdramen.

Nach dem französischen Manuscripte von

Dr. Rödiger.

Drei Theile. Im eleganten Umschlage 28 Ngr. 1 fl. 47 kr. österr. Whrg.

Ein höchst geistvolles Sittengemälde aus den ersten Regierungsjahren Ludwig Philipps. Der berühmte Verfasser entwirft hier mit glänzenden Farben und mit scharfer Beobachtung des persönlich Erlebten ein Bild der blasirten, frivolen Gesellschaft, welche nur nach Gewinn und Genuß hascht. Er führt den Leser in die Zeit ein, wo alte Kastenvorurtheile der umsichgreifenden Geldaristokratie den Rang streitig machen, und wo eine edlere Natur, welche beiden Richtungen entgegentritt, im Kampfe mit den Verhältnissen unterliegt. Die eindringende Schärfe, mit der diese Verhältnisse geschildert werden, trägt dazu bei, den Reiz dieses Romans zu erhöhen.

Reise im Kaukasus. 1858—1859.

Vollständig in vier Theilen. 1 Thlr. 18 Ngr. 2 fl. 52 kr. österr. Whrg.

Von Paris nach Astrachan.

Reisebilder.

Nach dem französischen Manuscript übersetzt

von **Dr. Rödiger.**

Vier Theile. 1 Thlr. 18 Ngr. 2 fl. 52 kr. österr. Whrg.

Die Mohikaner in Paris.

Aus dem französischen Manuscript vollständig übersetzt

von **Dr. Rödiger.**

Dreißig Theile. 6 Thlr. 12 Ngr. 10 fl. 8 kr. österr. Whrg.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eötvös, József,

Ungarische Dorfgeschichten

Bd.: 2

Pest, Wien, Leipzig 1862

P.o.rel. 1200-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11016701-0